



Maria
die schöne Duaxerin!

TYROL,

*vom Glockner zum Orteles, und vom
Garda- zum Bodensee.*

V o n

AUGUST LEWALD.

1 8 3 3 — 3 4.

E r s t e r B a n d.



MÜNCHEN,

in der Literarisch - artistischen Anstalt,

1 8 3 5,



D. V. S.

A n

J U L I U S C O R N E T

in

B r a u n s c h w e i g .

JULIUS C. G. M. E.

1870

Ihrer freundlichen Einladung, einige Sommermonate auf Ihrem romantischen Schlosse Fragsburg, im Etschthale, zur Herstellung meiner angegriffenen Gesundheit zuzubringen, verdankt dieß Buch sein Entstehen; deßhalb widme ich es Ihnen, als ein Zeichen langer und inniger Freundschaft.

Meine Kräfte erstarkten bald in der reinen, milden Luft, mein Gemüth erheiterte sich in der Gesellschaft lebenswürdiger Naturmenschen, eine glückliche Laune beseelte mich, gute Vorsätze und Hoffnungen gesellten sich hinzu, ich fühlte, daß ich wieder vollkommen gesund geworden war. Diese Stimmung schien willkommen, ein Gebirgsland zu bereisen, das ich schon bei früherer

zweimaliger Anwesenheit oberflächlich
kennen gelernt hatte.

Wie ich es nun zu kennen glaube,
zeigt der Inhalt dieser Blätter. Sie, als
geborner Tyroler, werden leicht einsehen,
wo der Blick des Fremden befangen war;
jedoch wünsche ich, daß Sie nicht ver-
kennen mögen, welche Vorliebe ich für
Ihr Vaterland hege, und daß mir nicht
gänzlich der Sinn mangelte, seine Schön-
heiten zu empfinden, wenn gleich die
Gabe sie würdig zu schildern.

Von ganzem Herzen

Stuttgart, den 8 Febr. 1835.

Ihr

August Lewald,

Vorwort.

In neuerer Zeit haben Reisende angefangen, Tyrol, gleich der Schweiz, zum Reiseziele zu wählen, während man es früher nur auf der Durchreise nach Italien im Fluge in Augenschein nahm. Aber auch dann schon erregte es Bewunderung, selbst Enthusiasmus, und es ist mir unbegreiflich, daß die Lust es genauer kennen zu lernen nicht früher schon erwachte.

Ich besuchte Tyrol zu verschiedenen Malen; 1834 brachte ich vom Mai bis October dort zu; 1833 reiste ich bis Verona und Venedig und sah auf dieser Tour die Seitenthäler der Brenta; früher schon hatte ich die nördlichen Thäler des Inns und der Ziller, so wie die Gegend von Salzburg, kennen gelernt. Ich machte meine Excursionen gewöhnlich von den Hauptstädten aus, wo ich längere Zeit verweilte, um von dem Leben und der Gesellschaft ein Bild zu erhalten. Was ich gelernt und erfahren, erlebt und empfunden, habe ich hier treu wiederzugeben versucht. Es sind Sitten- und Land-

schaftsmalereien, Reiseabenteuer und Anekdoten, historische Bruchstücke und Erinnerungen, Volksleben und Feste.

Ich wünsche jedoch, daß mein Buch nicht nur dem Leser Unterhaltung, sondern auch dem Reisenden Nutzen gewähren möge, und habe ihm daher durchweg praktische, auf Erfahrung begründete Nachweisungen eingestreut, wie auch zur bessern Uebersicht, Reiserouten nach allen Richtungen in einem besondern Anhange beigegeben.

So möge denn dieß Buch diesem doppelten Zwecke entsprechen, bis ein ausführlicheres und neueres in beiden Rücksichten es entbehrlich macht.

A. L.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Nördliche und Östliche Thäler.

I. Capitel. Eintritt in Tyrol. Seite 1

(Abschied von Bayern. — Charakter von Tyrol. — Vergleich mit der Schweiz. — Hauptpässe. — Die Isar. — Scharnitz. — Porta Claudia. — Seefeld. — Des Mauthners Töchterlein. — Zirl. — Anblick des Innthals. — Das Mittelgebirge. — Errettung des Kaisers von der Martinswand auf eine natürliche Weise. — Der Scirocco. — Die Gegend von Innsbruck. — Der Gasthof zum goldenen Adler. —)

II. Capitel. Innsbruck. 12

(Frühere und jetzige Beschaffenheit. — Doctor Maurer. — Gasthöfe. — Die Hofkirche mit den Denkmälern. — Das Ferdinandeum. — Neue Rettungsapparate gegen Feuersgefahr. — Mühlau.)

III. Capitel. Innsbruck. (Fortsetzung.) 25

(Lebensart der Einwohner. — Weiherburg. — Ambras. — Tummelplatz. — Philippine Welser. — Caserne. — Begräbnisse. — Das goldene Dachl. — Bauernkomödien. — Theater in Büchsenhausen. —)

IV. Capitel. Weitere Ausflüge in die Gegend von Innsbruck. 35

(Sollstein. — Martinswand. — Oetzthal. — Stubay. — Engländer. — Der Serlesberg mit der Waldrast. — Legende. — Sellrain. — Peter Anich. — Peter Haiders Abenteuer. — Ausflüge ins Oetzthal. — Das Unter-Innthal. — Ungesunde Gegenden. — Verschiedene Touren nach Tyrol. — Der Glockner. — Der Stellwagen nach Hall. — Die Unter-Innthalen. — Schwatz. — Georg von Freundsberg. — Einfahrt in das Zillerthal. —)

V. Capitel. Der Abend in Absam. (Intermezzo.) . 58

VI. Capitel. Zillerthal. 79

(Das „Volk“. — Menschenschlag. — Kleidung. — Die Zillerthaler in der Fremde. — Separatisten. — Tanzwuth und Lust. — Duchs. — Die Rainer und Leo. — Der Actuar des Landgerichts. — Die schöne Duchserin. — Ein Volkslied. — Raufer. — Aristokratenball. — Das Goldbergwerk. — Des alten Bergmanns Abenteuer. — Die Hütte der Blinden. — Der Bauer und der Bock. — Widderstossen. — Aushopsen. — Mineralien und Gebirgspflanzen. — Die Lage Zells. — Landschaftsmaler. —)

VII. Capitel. Abschied von Nordtyrol. 102

(Nord und Süd. — Accise. — Sommerfrische. — Musik und Theater. — Buchhandel. — Zeitungen. — Vetturine. — Der Triumphbogen. — Berg Isl. — Schönberg. — Steinach. — Der Brenner. — Der Postdirector von Padua und der Polizeicommissär auf dem Eilwagen. — Sterzing. — Das Eisackthal. — Mauls. —)



III. Capitel. Innsbruck (Fortsetzung)

(Lebensart des Innsbrucker. — Weibsbild. — Ambros. — Karmeliten. — Philippiner Kloster. — Garmisch. — Heiliger Geist. — Das goldene Thall. — Innsbrucker Leben. — Theater in Innsbruck. —)

Zweite Abtheilung.

S ü d l i c h e T h ä l e r .

I.

	Seite
I. Capitel. Das Eisackthal.	121

(Die Festung des Eisackthals. — Unterau. — Brixen. — Der Mechaniker Tschugmall. — Pustërthal. — Enneberg und die Badioten. — Die Dolomite. — Ritter Prack. — Tizian. — Schiffbarmachung der Eisack. — Klausen. — Der Huntersweg. — Botzen. — Abusiv-Währung. — Die Haiserkrone. —

II. Capitel. Botzen.	138
------------------------------	-----

(Der Dom. — Oeffentliches Leben. — Bauart. — Flüsse. — Botzener Zelten. — Die Einwohner. — Sommerfrische. — Erdpyramiden bei Lengmoos. — Trachten. — Eppan. — Siegmundskron. — Gries. — Moritzing. — Gewitterläuten. — Burg Greifenstein. — Jennesien. — Sarnthal. — Theater-Anekdoten. —)

III. Capitel. Gröden.	152
-------------------------------	-----

(Einleitung. — Aussicht auf der Höhe des Mittelgebirgs. — Völs. — Der Schlern. — Bad Razes. — Burgruine Hauenstein. — Oswald von Wolkenstein. — Seiseralpe. — Sennhütten. — St. Ulrich in Gröden. — Sanct Benedetto. — Die Schnitzarbeiter. — Gebräuche des Thals. — Der zurückkehrende Grödener. — Handelshäuser. — Meine Reisegefährtin nach Innsbruck. — Das Ladinische. — Kastelruth. — Die h. Kummerniß. — Das Torkele. —)

IV. Capitel. Von Botzen nach Trient. . . . 175

(Minnelieder. — Die Botzener Messen. — Benehmen reisender Engländer. — Der singende Vetturin. — Tramin und Haldern. — Die Heilige von Haldern. — Salurn. — Noch einmal reisende Engländer. — Die Einwohner des untern Etschthals. — Die Geistlichen. — Die Dörfer. — Seidenzucht. — Val di Fiemme. Val di Fassa. — Trient und Herr Mercey. —)

I. Capitel. Das Wissenschaftl.

[illegible]

III. Capital Gains 138

zoll. — Die h. Hydnoraceen. — Das Torfmoos. —
 führt nach Landwehr. — Die Lachische — Elster.
 mehrere Gruben. — Handelskammer. — Meine Heise.
 Die Schatzkammer. — Geschichte des Thals. — Der ansteh.
 Hügel. — St. Ulrich in Gröden. — Saal Hohenstein.
 stein. — Oswald von Wolkenstein. — Heisterthal. — Grenz-
 Wäld. — Der Schlem. — Bad Thaur. — Bergknechtsteden.
 (Einleitung. — Aussicht auf der Höhe des Mittelgebirges. —

Erste Abtheilung.

**Nördliche und Östliche
Thäler.**



Erste Abtheilung.

Nördliche und östliche
Thäler.

I. Capitel.

Eintritt in Tyrol.

Abschied von Bayern. — Charakter von Tyrol. — Vergleich mit der Schweiz. — Hauptpässe. — Die Isar. — Scharnitz. — Porta Claudia. — Seefeld. — Des Mauthners Töchterlein. — Zirl. — Anblick des Innthals. — Das Mittelgebirge. — Errettung des Kaisers von der Martinswand auf eine natürliche Weise. — Der Scirocco. — Die Gegend von Innsbruck. — Der Gasthof zum goldenen Adler. —

Mittenwalde ist der letzte bayerische Ort. Dort trinkt man das letzte bayerische Bier, dort sieht man die letzten bayerischen Beamten, Gendarmen u. s. w. In Tyrol wird Wein getrunken, die Beamten sind höflicher, die harten Zollgesetze sind nicht so drückend, als man glaubt, Gendarmen gibt es aber im deutschen Theile gar nicht.

Das Tyrol ist ein seltsames Land; eine wahre Felsenburg — aber der kolossalsten Art. Eine Verschränkung von Felsen, ein Netz, ein Rost, man nenne es wie man will, kein Vergleich wird passend befunden. Der Witz verläßt uns. Die Schweiz ist anders, ganz anders. Die Schweiz hat Ebenen zum Kornbau, der nordwestliche Theil von Konstanz nach Basel läßt das Hochland nicht ahnen; Tyrol weiß nichts davon; nicht im Umfange einer Stunde verläugnet es seinen Charakter; es ist gebirgig durch und durch. Daher fehlt ihm aber auch Getreide;

es hat an vielen Orten kein Brod für seine Söhne, die es dennoch warm und treu lieben. Die Schweiz hat Seen, eine Wasser- und Nixen- und Najaden-Pracht, die ihr Reisende von allen Theilen der Welt herbeiziehen; Tyrol hat seine sprudelnden Quellen, seine brausenden Ströme, seine lieblichen Gebirgsflüßchen, aber die großen Wasserspiegel fehlen ihm, um seiner Felsen Füße zu baden, ihre Häupter widerzustrahlen. Nur ganz im Süden kann es auf einen Winkel des Gardasees einiges Recht ansprechen; und will man die Vorarlberg'schen Herrschaften, nach Recht und Billigkeit, für einen Theil von Tyrol gelten lassen, so gebührt ihm auch die liebliche Bucht des Bodensees bei Bregenz. Man wird ihm das nicht streitig machen, um der Schweiz nicht in Hinsicht der Seen zu viel voraus zu geben; die beiden Stückchen des Garda- und Bodensees wiegen aber an eigenthümlichen Schönheiten viel Schönes auf, und sie gehören zu Tyrol. Alle Pflanzen, die auf der Erde von Spitzbergen bis Spanien wachsen, sind in diesem Lande zu finden. Oben auf den Alpen, am Fusse der Gletscher, dauert der Sommer nur 5 bis 6 Wochen, und der starrste Winter regiert die übrige Zeit des Jahres. Aber dennoch blühen dort die edelsten und herrlichsten Blumen. Die Erde trinkt in jenen Regionen, wie Haller so trefflich bemerkt, schneller die erste Sonnenwärme, die Feuchtigkeit, welche der Schnee zurückkläßt, erhöht die Productionskraft, und die Elektricität wird stärker, je mehr man sich im Dunstkreise erhebt. Diefß erklärt die wunderbar schnelle Entwicklung der reichsten Vegetation.

Die Felsenburg Tyrol hat fünf Hauptzugänge. Den einen bei Ober-Drauburg ins Pusterthal, den zweiten bei der Veroneser Klause ins Lägerthal, den dritten über das Stillsfer-Joch ins Trafuithal, den vierten durch den Paß von Finstermunz ins

Vintschgau, und den fünften durch die Scharnitz ins Innthal. Alle diese Eingänge sind imposant. Keine Befestigungskunst wäre im Stande solche Felswände aufzuführen, solche Gräben zu ziehen; und dennoch hat man in neuerer Zeit versucht, die Felsenburg noch fester zu machen.

Hinter Mittenwalde, unweit der Gränze, entspringt die Isar; ein munteres, grünes Flüschen, das mit jugendlicher Lust über eine weite Kiesfläche setzt, und die starre, kalte, mit hundert Armen kosend bald, bald ungestüm umfängt. Ein allerliebstes Bild! Dieß ganze Terrain gehört der jungen Isar. Wo sich nur ein Rinnchen zeigt, ein kleiner Abhang, da breitet sie ein Aermchen aus; sie fühlt ihre Freiheit zum ersten Male hier, die so lange in den engen Klüften der Felsen eingengt war; sie zersplittert sich, die noch selbst so kraftlos ist, was kümmert es sie! Dort unten fließen ihr andere namenlose Flüschen ganz uneigennützig zu. Sie rinne so eilig, sie lassen sich so sorglos von ihr verschlingen, zufrieden wenn sie einst mit ihr Isar genannt werden. Bild der Jugend! —

Ohne es recht zu gewahren wie, sieht sich der Reisende mit einem Male aus grünen Bergen zwischen öden Felsen. Graues, festes Gestein, nicht eine Spur von Vegetation; zwei oder drei Häuschen in der Mitte des Passes, rechts über denselben lange, starke Mauern, einst ein Fort, jetzt demolirt. Ein Doppeladler, ein schwarz und gelber Schlagbaum, eine Tafel. Wir befinden uns bei dem k. k. Einbruchsammt Scharnitz, so zeigt die Inschrift und die Mauthbeamten, die so aussehen, als wollten sie visitiren. In der That wollen sie aber nur ein Trinkgeld. Ich liebe sie, diese Einfahrt in Tyrol, die Porta Claudia zu nennen, wie sie einst hieß, nach der Feste, welche hier die Herzogin Claudia erbaute, und die von den Bayern zerstört wurde. Es ist ein

merkwürdiger Pafs, der leicht zu vertheidigen wäre: dabei ist es ein gutes Titelblatt zu dem Alpenbilderbuche, das seine Schätze dahinter verbirgt. Bald ziehen sich die Felsen wieder hinter grüne Vorberge zurück; Wälder lehnen sich daran hin; die Gegend bleibt jedoch einsam, bis der helle Kirchthurm des Marktes Seefeld und die Ruine des Schlosses Schloßberg vor unsern Augen aufgehen.

Am Fenster des Mauthners lugte ein allerliebstes Köpfchen. Das Gesicht rund, die Augen brennend, die Wangen colorirt, der Mund lächelnd. Es war die Kleine, die am Abende vorher die hübschen Lieder mit heller Stimme in Mittenwalde gesungen hatte. Wir hörten sie so gern, und baten sie immerfort zu singen, aber ein großer, hübscher Bursche trat aus dem Kreise der Trinker, schlug die Kleine auf die Achsel, und sprach nichts als die Worte: „So geh’!“ Augenblicks verstummte sie, sprang auf, und folgte ihm. Bald darauf aber war sie wieder bei uns, und fing von Neuem zu singen an. „War der dein Schatz?“ fragte ich. „Warum nicht gar,“ erwiderte sie schalkhaft, „dann dürft’ ich ja nicht wieder hergehen und singen; mein Bruder war’s.“ — In demselben Augenblicke trat der junge Bursche auf uns zu, sich höflichst entschuldigend, weil er nicht gewußt habe, daß „das Madl“ uns Vergnügen mit dem Singen mache; es sey eine Unart von ihr. „Und,“ fügte er etwas leiser hinzu, doch so, daß es das Mädchen hören konnte, „mit dem Singen und Tanzen hat sie sich schon ganz verdorben. Sie hat die Brustkrankheit, und wird nicht lange mehr leben.“ Das Mädchen lachte, und sang sein Liedchen weiter

„Ist das Eure Tochter?“ fragte ich den Mauthner. „Meine Jüngste,“ erwiderte er, „erst sechszehn Jahre alt, aber ein wildes Ding.“

Ich betrachtete das liebe, kleine Mädchen mit

tieferm Interesse, da ich auch den Vater so sprechen hörte. Das Kind leidet an zu heftigem Temperamente, und tanzt und singt sich zu Tode, hier im rauhen Gebirge, wie eine vornehme Dame auf den Parquets unserer Salons. —

Wir aßen in Seefeld zu Mittag. Das Fleisch war schlecht, und der Wein sehr sauer. Hier war zum Erstenmale im Wirthshause selbst kein Bier zu bekommen; man mußte es aus der Brauerei holen lassen. Wir wollten uns daran für den untrinkbaren Wein schadlos halten, aber es ging nicht. Das Bier war noch schlechter. Nach kurzem Verweilen führen wir weiter. Auffallend sind hier die gestrickten Hauben, von weißer und blauer Wolle, birnenförmig und ungeheuer, welche Frauen und Mädchen tragen. Sie werden von hier bis in die südlichsten Thäler Deutschtyrols gesehen, und sind, trotz ihrer Häßlichkeit und Unbequemlichkeit, als die allgemeinste Kopfbedeckung zu betrachten. Der Weg wurde sehr bergig; wir kamen endlich nach Zirl.

Hier sahen wir die erste österreichische Cavallerie. Das Wirthshaus glich einer Caserne. Soldaten gingen ein und aus, brachten Rapporte, Meldungen, kneipten im Vorbeigehen der Wirthschafterin in die Backen, und ließen sich ein Gläschen einschenken. Im obern Stock waren die Namen der Officiere an die Thüren geschrieben, welche die Zimmer besetzt hatten.

Vor Zirl senkt sich ein beträchtlicher und sehr steiler Berg ins Thal hinab. Wie wir aber bei der ersten Wendung des Weges das herrliche Innthal nun erschauten, jauchzten wir laut auf vor Freude. Es ist breit und weit, und der Inn, der stattliche Fluß, durchzieht es königlich. Alles war sonnig und hell. Die Aecker und Wiesen schön bestellt, mit Canälen durchzogen, mit Obstbäumen eingehegt; überall Cultur, überall weiße Wohnhäuser, viele Kirchen un-

ten, und auf den Mittelbergen, die auch wieder ihre breiten, schönen Flächen haben, und selbst von den Höhen strebten kleine Thürmchen wie Pfeile in die Wolken.

Wer nur Vorgebirge kennt, wie z. B. die bayerischen, ist überrascht diese Kirchen und Dörfer zu sehen, wie die Versetzstücke eines Theaters, gleichsam an den Felsen, den schroffen Wänden, klebend, schwebend und hängend. Man kann sich nicht überreden, daß Menschen dort wirklich wohnen; man begreift auf den ersten Anblick nicht, wie sie dort gehen und hanthieren können; man denkt sie sich nur kletternd, springend, Arm und Bein, selbst das Leben wagend. Wenn man aber hinaufsteigt zu dieser Mitte des Gebirgs, zu den breiten Abdachungen, den Ebenen dieser Höhen, wärmer von der Sonne beschienen, näher den Wolken, befeuchteter vom nächtlichen Thau; wenn man ihre Fruchtbarkeit bewundert, und gegen diese erhabene Stille das einsamste Thal noch lärmend erscheint, und von den Wirren des Lebens erfüllt, dann beneidet man die glücklichen Bewohner, und sieht ein, daß sie hier leben können und sich glücklich fühlen, und ihren Wohnsitz mit keinem andern der Welt vertauschen möchten. Hierhin muß man steigen, um ein Gebirgsland kennen zu lernen. Der Reisende, der dieß versäumt, wird nie Tyrol verstehen, und wenn er auch, wie so viele es thun, den Weg vom Zirlerberg bis zur Veroneserklausen mit der größten Aufmerksamkeit durchzöge:

O ihr lieben Berge! Immer neu zieht mich die Sehnsucht zu euch hin, und ich habe nur glückliche Monate dort verlebt. Alles, alles ist mir verständlich geworden, selbst das Heimweh habe ich mitempfunden, ich, der ich am Strande der Ostsee geboren wurde.

Den Zirlerberg hatten wir nun hinter uns, und

rollten im Thale fort, an dem hohen, linken Innufer hin. Links erhoben sich steile, graue Felsen von beträchtlicher Höhe, die in verschiedenen Vorsprüngen bald den Weg beengten, bald ihn wieder breiter werden ließen. Die mächtige Wand hier, die sich fast senkrecht über dem Flußbette erhebt, und mit der imposanten, hellgrauen Stirne in das Thal heruntertrotzt, ist „St. Martinsbühel,“ oder die Sanct Martinswand, auf welcher Kaiser Max das wunderbare Abenteuer bei der Gemsjagd bestanden hat. —

Die Sage, wie den Kaiser der Engel herunterleitete, ist bekannt genug.

Hier ist eine andere Kunde von diesem Ereigniß, die noch wenig bekannt ist, und sich dabei auf Urkunden stützt. Inglis erwähnt sie zwar, doch etwas ungenau und willkürlich.

Max war bereits einige Tage, mit Hunger kämpfend, auf dem unersteiglichen Felsen. In allen Kirchen wurden Betstunden gehalten, und selbst der Clerus, den Abt von Wiltau mit dem Hochwürdigsten an der Spitze, zog hinaus zum Fusse der Martinswand, um dem sterbenden Fürsten die letzten Tröstungen zu reichen, da man dessen Tod als gewiß voraussah.

Aber der Himmel fügte es anders. Einer der geschicktesten und kühnsten Gensenjäger, Zips oder Zipper mit Namen, war seit lange schon auf Streifereien im Gebirge begriffen, und wußte nichts von diesem seltsamen Vorgange. Indem er einer Gemse nachklettert, erreicht er den Standpunkt des Kaisers, und überrascht von dem unerwarteten Fund, bleibt er wie angewurzelt stehen und ruft entsetzt: Holla! — Der Kaiser, eben so ergriffen von diesem plötzlichen Besuch, kann erschöpft nur die Worte vorbringen: „Ich laur’! — Jetzt nähert sich der Jäger und läßt sich mit wenig Worten des Fürsten Verlegenheit erklären. „Wenn’s weiter nichts ist,“ ruft

er freudig, „ich muß ja auch hinabglitschen. Komm' also mit!“ — Hierauf setzt er dem Kaiser Glitscheisen an, nimmt ihn sorgfältig unter dem Arm, und an der Rückseite des Felsens, wo auch jetzt noch der bequeme Steig sich zur Höhe hinanzieht, bringt er ihn ohne Gefahr wieder zu dem ängstlich harrenden Volke. Der so der Todesgefahr entrissene Monarch erhob seinen Retter in den Adelstand, und nannte ihn, zum Andenken des Anrufs und seiner eigenen Antwort, der ihm fürs ganze Leben merkwürdigen Worte, Hollauer mit dem Prädicate von Hohenfelsen. Als Wappen verlieh er ihm, eine über Felsen setzende Gemse, mit Blumen in den Vorderfüßen.

Die Urkunde hierüber befindet sich in dem sogenannten Bekennbuche im Innsbrucker Archive. Dort heisst es unter Andern:

Der Kaiser gibt an Oswald Zipper jährlich 16 Gulden Rheinisch aus dem Zoll von Zirl, „bis so lang „wir Ime mit ainem Aembtel das ungeverlich so vil „ertragt, sein Lebelang versehen, um seines getrewen „Verdienens willen und aus sonderen Gnaden.“

Das Geschlecht der Hollauer ist indess ganz unbekannt geblieben.

Der weite Thalkessel, in dem Innsbruck *) liegt, wird von hohen Bergen begränzt, die erst nach dem Unterinntale hin mälsig abfallen, und eine gefälligere Form in zusammenhängenden Ketten zeigen, während sie nach den andern Seiten nur schroffe Kuppen und Spitzen darbieten. Die Felswand, die gen Norden, gleich einer Riesenmauer die Aussicht schliesst, hat eine treffliche Alpenweide, und man nennt sie von dem Dorfe Hotting, an ihrem Fusse, die Hottinger Alpen.

Diese Felswand ist Ursache, daß der Scirocco

*) 1754 F. über dem Mittelländischen Meere.

das Thal von Innsbruck so heftig heimsucht, der, aus Süditalien kommend, hier anprallt, und dann wieder, durch die im Sommer an der Mittagsseite glühenden Felsen verstärkt, über die Stadt und ihre Umgegend hinabgesandt wird. In keinem andern Thale, selbst in den südlichen nicht, fühlt man sich von dem Scirocco so belästigt, wie hier. Die Einwohner nennen ihn den warmen Wind, und obgleich seit Jahren, oft seit der Geburt daran gewöhnt, fühlen sie stets seinen schädlichen Einfluß, der sich jedoch auf die verschiedenste Weise äußert. „Der „warme Wind kommt!“ heißt es, und mit den Staubwirbeln, welche man aus der Ferne sich heranwälzen sieht, verspürt man den Gluthhauch eines Backofens; die meisten Menschen verspüren dann Kopfweg, Bangigkeit, Neigung zum Erbrechen. Dieser Zustand ist jedoch nur vorübergehend, und endet sogleich, wenn der Wind seine Richtung verändert. Darum ist schon in geringer Entfernung von Innsbruck, in Hall etwa, sein verderblicher Einfluß bedeutend geschwächt.

Wir fühlten selbst auf Spaziergängen, bei kalter Temperatur, plötzlich strichweise den warmen Wind uns anwehen, und waren dann froh, wenn wir wieder aus seinem Bereiche uns entfernt hatten.

Ueber Innsbruck hinaus sieht man in ziemlicher Ausdehnung die gewerbreiche, und wegen ihrer Salinen bedeutende Stadt Hall, am Fusse des weißlichen, kahlen Salzberges gelegen, ringsumher eine Menge von Schlössern und Dörfern. Ambras, wo sich einst die berühmte Sammlung von Kunstschatzen befand, die jetzt eine Zierde des Belvedere in Wien macht, und wo Philippine Welser wohnte, leuchtet mit den klaren Fenstern aus stattlichen Mauern von seiner Höhe hernieder; dort das Jagdschlösschen Weiherburg, der Lieblingsaufenthalt Maximilians, das, sein hohes, rothes Dach aus dem duftigen Laube

emporstreckt; näher zur Stadt das grössere Büchsenhausen, die prächtige Abtei Wiltau mit ihrer Kirche und den palastähnlichen Gebäuden jenseits des Inns. An beiden Ufern endlich die freundliche, weitausgedehnte Stadt, mit ihren zerstreuten Anhängseln, den Kirchen, Casernen, dem Schlosse, und den zierlichen Alleen nach allen Richtungen. Innsbruck trägt überall den Stempel des Gebirgslandes, es kann keine sinnigere Hauptstadt von Tyrol gedacht werden. Eine anmuthige Mischung von Naivetät und großstädtischem Wesen herrscht darin; die Lage im weitesten Thale, am mächtigsten Gebirgsflusse, das Unzusammenhängende, Offene, das Hineinlugen der schönsten, üppigsten Alpenweiden, das Ueberragen der mächtigsten Felsenhäupter, die Volksmenge in den Straßen, Damen und Herren, die nach der Mode gekleidet sind, und sich nicht im geringsten kleinstädtisch, aber doch so ganz eigenthümlich benehmen; das Militär, das sich's auch ganz eigen bequem zu machen scheint, als wär's bei einer Landpartie; jene Tyroler endlich, wie wir sie kennen, mit den Spitzhüten und dem Gembarte dran, die hier noch ungenirter wie gewöhnlich sind, weil sie sich ja hier zu Hause fühlen.

Wir fuhren über die schöne Innbrücke.

„Das ist unsere Capitale,“ sagte scherzend ein junger Tyroler, in dessen Gesellschaft wir reisten, „aber das hier und dort, und rechts und links, sind „unsere Berge,“ und sein Ton wurde ernster, und er sah mit den klaren Augen recht stolz drein. „Jener dort,“ fuhr er fort, „der mit dem gebogenen Rücken, der sich so bescheiden hinter die andern Riesen zurückzieht, die er doch alle überragt, „ist der 9000 Fuß hohe Sollstein, *) der höchste der

*) Diese Höhenangaben sind wie sie beim Volke cursiren; genauer findet man sie in der beigegebenen Höhenkarte.

„Gebirge der ganzen Gegend, der so leicht zu be-
 „steigen ist, daß selbst die bequemsten Damen die
 „Sonne auf seinem Gipfel können aufgehen sehen.
 „Das ist ein ächter Tyroler Berg, und mein Lieb-
 „ling! Auf jener Seite, die malerische Pyramide, die
 „sich aus furchtbaren Abgründen zu erheben scheint,
 „ist die Waldraffer Spitze, der höchste Gipfel des
 „Serlesberges, wo einst ein berühmter Wallfahrtsort
 „befindlich war. Die grünen Höhen jenseits des Inns
 „zur rechten sind der Berg Isl, wo wir für den Kai-
 „ser, und das was der Tyroler Freiheit nennt, kämpf-
 „ten, links davon ragen die buschigen Glanserköpfe
 „hervor, die man leicht erklimmt, und von ihnen
 „die herrlichste Aussicht genießt. Drüber hinaus
 „strebt der Patscher Kofel empor, an dessen Abhänge
 „uns die Kirche vom heiligen Wasser herniederglänzt.
 „Dießs Mittelgebirge ist reich bebaut; Kirche an
 „Kirche zeigt sich hier, und wenden wir die Blicke
 „zurück, so schließsen die Berge des Oberinnthals die
 „Aussicht, während sich vor uns das freundliche Un-
 „terinnthal öffnet, wo die lustigen Leute wohnen,
 „und der Jodler erklingt.“

Der Wagen hielt; wir waren mit in die Luft er-
 hobenen Köpfen, und mit den Augen dem Finger
 unsers Cicerone folgend, in Innsbruck eingefahren,
 und hielten jetzt vor dem Gasthause zum goldenen
 Adler des Herrn J. B. Niederkircher.

II. Capitel.

Innsbruck.

Frühere und jetzige Beschaffenheit. — Doctor Maurer. — Gasthöfe. — Die Hofkirche mit den Denkmälern. — Das Ferdinandeum. — Neue Rettungsapparate gegen Feuersgefahr. — Mühlau.

Wer in Tyrol bloß Berge und Bauern kennen lernen will, thut Unrecht, auch die Städte und ihre Einwohner verdienen Beachtung. Meine Vorgänger, Inglis und Mercey, fehlten hierin. —

Die Hauptstadt Tyrols war noch vor 5 bis 6 Jahren voll Schmutz und Unordnung. Der Reisende lief eilig in die Hofkirche, um das berühmte Kaiserdenkmal zu besehen, und konnte dann nichts Besseres thun, als so schnell wie möglich wieder davon reisen. Die Wirthshäuser waren schlecht, das Pflaster erbärmlich, lange Dachrinnen überragten die engen Straßen, die von beiden Seiten von dumpfigen Gewölben eingefasst waren, die auf niedrigen plumpgemauerten Pfeilern ruhten; die schönen Ufer des Inns waren ungepflastert, dafür aber mit Kehrichthaufen bedeckt, und von Cloaken durchzogen. Eine Vorstadt, die sich einen sanften Abhang, nach der Weiherburg hinanzieht, wird noch heutzutage im Munde des Volks „Kothlacken“ genannt; und wenn sie gleich jetzt nicht mehr diese Benennung verdient, so kann diese doch als Maßstab gelten, wie es hier einst ausgesehen haben mag.

In diesem Augenblick steht Innsbruck auf dem Punkte eine schöne Stadt zu werden; eine angenehme, reinliche, freundliche ist sie schon. Sie verdankt dieß ihrem Bürgermeister, Herrn Doctor Maurer, einem Manne voll Energie und Eifer, der mit vielen Vorurtheilen den Kampf wagte, und sie glücklich besiegte, Angewöhnungen abstellte, und überall dem bessern Neuen den Weg bahnte.

Gutes Straßenpflaster und unterirdische Abzugscanäle, Trottoirs und Beleuchtung, schöne Promenaden und die Quais am Ufer des Inns, sind das Werk dieses Mannes, und einige projectirte und im Bau begriffene öffentliche Gebäude werden der verjüngten Stadt nicht minder zum Nutzen als zur Zierde gereichen. Dieß alles trägt dazu bei, daß der Fremde hier nun gern verweilt, und ein längerer Aufenthalt in Innsbruck ist ihm nothwendig, weil von hier aus nach allen Richtungen die interessantesten Partien Nordtyrols sich bereisen lassen. —

Bei dem stets sich mehrenden Zuflusse von Fremden wäre es jedoch zweckmäfsig einen großen, eleganten Gasthof zu begründen. Die zwei, welche für die vornehmsten gelten, sind der Reichsadler und die Sonne. Ich habe sie bei meinem mehrmaligen Aufenthalt in Innsbruck beide kennen gelernt.

Der Reichsadler hat einen in der That originellen Anstrich, und wenn man sich eben nicht viel aus dem Schmutze macht, der überall seine Herrschaft darin aufgeschlagen hat, so kann es einem dort wohl recht behaglich erscheinen. Der nun verstorbene Besitzer, Aloys Niederkircher, hatte den Charakter Innsbrucks, wie ich ihn oben selbst mit einigen Strichen zu zeichnen bemüht war, richtig begriffen, und ihn in seinem grandiosen Hôtel so wiederzuspiegeln gesucht. Es schimmert darin überall die Naivetät des Gebirgs hervor, bei allem Anstrich von großstädtischem Wesen, und was den Schmutz be-

trifft — je nun! — der war früher ja auch in der ganzen Stadt anzutreffen; es ist zu hoffen, daß der jetzige Besitzer des Hauses, oder doch mindestens einmal dessen Erbe, Neuerungen in dieser Hinsicht auch mit seinem Hotel, wie der wackere Bürgermeister mit der Stadt vornehmen werde. Herr Niederkircher hat seine Zimmer und Corridors mit den Reden Hofers, die er einst aus seinen Fenstern an das Volk hielt, geschmückt, daneben hängen Karten und Ansichten des Landes, Schmetterlings- und Mineraliensammlungen von Tyrol, und die Aussicht, die man aus seinem Garten auf das Gebirge hat. Das Maß eines riesengroßen Einwohners aus dem Val di Ledro, der einst hier als Hausknecht diente, ist an allen Ecken und Enden angegeben, und mit erklärenden Inschriften versehen; zu dem allem kommt noch eine originelle Empfehlungskarte, worauf die Karte von Tyrol en miniature befindlich ist, und folgender Vers:

Jeder Mensch auf dieser Welt,
 Hat seine Lober und seine Tadler,
 Und sogar auch der Wirth zum schwarzen Adler,
 Aloys B. Niederkircher in Innsbruck.

Diese Karte wird in ganz Tyrol, bis in die Lombardei hinab, angetroffen, und verdient gewiß ihrer Originalität wegen diese Verbreitung. — Die Table d'hôte ist nicht sehr zu rühmen. Auffallend ist es schon hier, daß außer Sauerkraut und Kartoffeln fast kein anderes Gemüse servirt wird. Diefes ist aber in ganz Tyrol der Fall. Es wird nur wenig Gemüse gebaut, und der Tyroler isst es nicht gern.

In der Sonne ist es ein wenig eleganter zwar, aber der Mangel jener naiven Requisiten des schwarzen Adlers wird dadurch nicht vergessen gemacht. Ein Garten hinter dem Hause, mit einer herrlichen Aussicht, die sich einem hier jedoch überall aufdrängt, und daher nicht besonders hervorgehoben

werden darf, ist bei schönem Wetter einladend. Beide Gasthöfe sind ziemlich theuer; denn wenn gleich die Table d'hôte mit dem Weine nur 54 Kreuzer kostet, und ein Zimmer mit zwei Betten nur einen Gulden zwölf Kreuzer, welches keineswegs außerordentlich genannt werden kann, so stehen doch immer so viele Nebendinge auf der Rechnung, die — der Reisende mag sich eingerichtet haben wie er wolle — immer das Sümichen zuwege bringen, welches der Wirth sich von ihm versprach, als er ihn vor seiner Thür aus dem Wagen steigen sah. Hierin ist der Wirth des schwarzen Adlers auch wieder naiver wie der Sonnenwirth; ja — seine Naivität geht so weit — daß er die Reisenden ermahnt, das Zimmer zu verlassen, sobald die Rechnung einmal bezahlt ist, und er nachträglich nichts mehr zu fordern weiß, indem gekehrt und aufgebettet werden müsse, weil andere Fremde schon darauf warten, u. s. w.

Ich kann aus Erfahrung die Gasthöfe zweiter Ordnung empfehlen. Hierunter vor allen die Rose, unweit der Hauptwache, und die Wirthshäuser außerhalb der Brücke, an dem reinlich-freundlichen Quai des Inns gelegen, wo man überdies aus allen Fenstern der reizendsten Aussicht genießt.

Die größte Merkwürdigkeit Innsbrucks ist das Grabmal des Kaisers Max in der Hofkirche, die auch zum heil. Kreuz oder Franciscanerkirche genannt wird. Ich halte es für überflüssig hier eine umständliche Beschreibung desselben einzuschalten, weil sie so oft schon gegeben wurde, und hinlänglich bekannt ist. Kein Reisender wird versäumen, die 28 Statuen in Erz, die es umgeben, so wie die 24 kunstvollen Basreliefs von Alexander Collin *) daran, in

*) geb. zu Mecheln 1526, gest. zu Innsbruck 1612. — Der Leichnam Maximilians ruht nicht hier, sondern zu Wienerisch-Neustadt.

Augenschein zu nehmen. In einer Seitencappelle, rechts vom Eingange, ruht Philippine Welser mit ihrem Gatten, und unter der Treppe, die dahinführt, Philippinens Amme. Dieser Capelle gegenüber, in einer Nische, steht nun die Statue Hofers, in weissem Tyroler-Marmor, die am 5 Mai 1834 feierlich eingeweiht wurde. Wenn die Nähe des Grabmales des grossen Kaisers, das zugleich das erhabenste Kunstdenkmal Innsbrucks ist, mit Vorbedacht für die Aufstellung gewählt worden zu seyn scheint, so muß doch bekannt werden, daß eben diese Nachbarschaft dem neuern Werke zum Nachtheil gereiche. Hofers weißes Standbild, nach einem modern eleganten Begriff ausgeführt, hat sich wie ein ungebetener Gast diesem Reichen erzenen Helden- und Frauengebilde angereiht, die wie eine stumme Gesellschaft den Eintretenden sonst empfangen, und erst nach und nach in ihrer starren Stellung das beredte Zeugniß ablegten: hier ruht der große deutsche Kaiser, der letzte Ritter; dieß ist das Denkmal einer dahingeschwundenen Zeit, hier endete das deutsche Mittelalter. Jetzt steht der Tyroler-Bauer, einsam, mit übergehängtem Stutzen und halb entrollter Fahne seitwärts da, und spricht lebendiger von einer blutigen Zeit voll Gräuel und Plage, und von einem andern großen Kaiser, dem Sohne dieser Zeit, auf dessen Geheiß er erschossen wurde, und im Rondell der Festung Mantua in Vergessenheit schlummerte, bis einige Officiere, ungeheissen, seine Gebeine entführten. *)

Von den Entwürfen, die zu Hofers Denkmal einliefen

*) Am 19 Febr. 1823 langten die seit dem 20 Febr. 1810 in Mantua beerdigten, und dort vom ersten Bataillon Kaiser-Jäger, bei seiner Rückkehr aus Italien mitgenommenen Gebeine Hofers in Innsbruck an, und wurden im Servitenkloster niedergelegt. Am 21 desselben Monats wurden sie feierlich in der Hofkirche beerdigt.

liefen, sah ich noch einen, von einem Innsbrucker Künstler. Hofer steht hier als Held da, mit verklärtem Blicke, gekrönt von dem Genius des Ruhmes. Der Kaiser selbst soll diese Idee verworfen haben; er befahl den Sandwirth, ganz wie er war, der Nachwelt aufzubewahren, schlicht, ohne allen Prunk und ohne Allegorie. Der Innsbrucker Künstler ist aus Gram darüber gestorben. — Von der Arbeit des Professors Schaller, der die Aufgabe nun gelöst, hätte man aber Portraitähnlichkeit erwarten dürfen. Dieses ist jedoch nicht der Fall. In der Ausführung bleibt nichts zu wünschen übrig. Der herrliche, schneeweisse Marmorblock, von einem sehr feinen Korne, lieh sich dem Meißel auf das bereitwilligste her, und Schaller war geschickt genug, den größten Vortheil hieraus zu ziehen. Die unten zusammengehaltene, oben aufgeblähte Fahne, die Falten der anliegenden Kleidung, alle Verzierungen, bis zu dem Riemenzeuge des umgehängten Gewehrs, alles dieß ist mit Freiheit behandelt und sehr vollendet. Die Stellung war durch die Aufgabe bedingt; sie ist zu nachlässig, um edel genannt zu werden, eine heldenmäßsigere Haltung würde jedoch mit dem Passeyerer Wamms in Widerspruch gerathen seyn. Dieses selbst, so wie die Kleidung überhaupt, ist einem Bildhauerwerke nicht günstig. Man kann dieser Tracht wohl einigen malerischen Reiz zugestehen, doch ist sie nicht schön zu nennen. Der breite, los umgeschnallte Gürtel stört vollends das Verhältniß der Figur um die Hüften, und läßt sie dickbäuchig erscheinen. Dem emporgeworfenen Kopfe kommt der volle, portraitwahre Bart sehr günstig zu Hülfe. Hier konnte ein edler Ausdruck, eine schöne Form neben der geforderten Treue sehr gut bestehen, und dieser Theil ist auch das Beste an dem ganzen Kunstwerke. Der Meister hat den breiten, verunstaltenden Hut seitwärts liegend angebracht. Professor Schaller

bewährte sich durch diese Arbeit als einen der ersten jetzt lebenden Bildhauer, und das Standbild Hofers wird in vielen Beziehungen die Bewunderung der Kunstfreunde wohl zu erregen im Stande seyn.

Eine andere interessante Merkwürdigkeit Innsbrucks ist das Nationalmuseum Ferdinandeum, das von den Fremden nur wenig bis jetzt beachtet wurde. Diese bereits sehr ansehnliche Sammlung besteht erst seit drei Jahren. Eine ausführliche Kunde davon geben die Jahresberichte der Gesellschaft, und die sehr schätzbare „Zeitschrift für Tyrol und Vorarlberg“, welche auf Kosten des Ferdinandeum, von drei Mitgliedern desselben, den Herren von Mersi, von Pfaundler und Röggl, redigirt, in der Wagner'schen Buchhandlung in Innsbruck erscheint. Besonders reich sind hier die naturhistorischen Sammlungen zu nennen; die oryktognostische enthält merkwürdige Exemplare, für welche durchreisende Naturforscher dem Museum schon sehr bedeutende Summen geboten haben sollen. Da sie aber selbst in Tyrol nur sehr selten vorkommen, so konnten sie nicht veräußert werden. Unter den ausländischen Mineralien, (darunter werden außer Tyrol gefundene verstanden) ist eine Suite Idrianer Quecksilberstufen besonders interessant. Die geognostische Sammlung ist nicht minder sehenswerth und zahlreich. Hier erregt vorzügliche Aufmerksamkeit eine Sammlung von Laven und vulcanischem Sande von der im Julius 1831, in der Nähe von Sicilien entstandenen, und nun wieder in das Meer versunkenen Insel Graham oder Giulia. Mehrere Fürsten wollten sich ihren Besitz streitig machen, und nun hat Niemand etwas davon, als das Ferdinandeum zu Innsbruck. Ferner finden sich hier noch interessante Petrefacten, als: von Landsäugethieren, Konchylien, Pflanzenthieren, Ichthyolithen, Pflanzen, u. s. w. Die Flora tyrolensis, fast aus allen Gegenden Tyrols, ist sehr reichhaltig; unter

den inländischen Fluß- und Sumpfmuscheln zeigt man eine aus dem Lanser-See mit Ansätzen von Perlen. Die Schmetterlings-Sammlung ist auf achtzig großen Blättern aufgeklebt. Als besondere Merkwürdigkeit zeigt man noch eine ausgebalgte Taube mit vier Flügeln. — Unter den Gegenständen der Industrie und der Mechanik nenne ich vor allen das überaus künstliche Gewehr, welches ein Tyroler Landmann, Namens Pachhuber, im Pusterthal gefertigt hat. Es ist mit dem kunstvollsten Fleiße gearbeitet, mit eingelegten und damascirten Verzierungen, deren Zeichnungen den feinsten Geschmack verrathen, mit Elfenbein und Holzschnitzwerken, mit Metallguß- und Drechslerarbeiten versehen, und alles dieß, ohne Beihülfe Anderer, von demselben Landmanne gemacht. Man erstaunt über die seltene Vollendung und Sauberkeit, und bewundert die überaus geschmackvolle Eleganz dieses Kunstwerks, das in einem Glasschreine, auf einem beweglichen Untergerüst aufbewahrt wird, so daß man es nach allen Seiten drehen, und wohl in Augenschein nehmen kann. Silber und Vergoldungen, Elfenbein und Schildkröte, Perlmutter, angelaufener und blanker Stahl, Bronze und die schönsten Holzarbeiten sind daran sichtbar. Engländer, welche den Verfertiger bei der Arbeit antrafen, haben ihm jeden beliebigen Preis dafür zahlen wollen, den er aber ausschlug, um sein Meisterstück in das Landesmuseum zu liefern, und als man nun von ihm verlangte: „er möge seine Forderung stellen,“ so erwiederte er trocken: „ein Jahr hab’ ich daran zu schaffen gehabt, und einen Gulden täglich werd’ ich ja wohl verdient haben.“ Er erhielt mithin 365 Gulden. — Die geschickten Eisenarbeiter des Stubeythals lieferten alle ihre Fabricate in sehr verkleinertem Maßstabe, ebenfalls mit großer Zierlichkeit ausgeführt. Man sieht hier Federmesser mit sechs Klingen, Patentkorkzieher

u. s. w. von der Länge eines halben Zolles. Alles ist in einem geschmackvollen Kästchen, wohl mehrere hundert Gegenstände, mit einer schönen widmenden Inschrift. Aus Gröden finden sich die artigsten Schnitzarbeiten in Holz; aus Roveredo seidene Gespinnste, und so aus allen Gegenden das Eigenthümlichste. — Unter den Gemälden von Tyroler Malern bemerkt man mehrere von Schöpf, Knoller und von jüngern, zur Zeit in Italien lebenden Künstlern. Auch der alte Koch, seinem Vaterlande stets getreu, und in Liebe seiner gedenkend, hat aus Rom einige werthvolle Arbeiten eingesandt. *) Fast täglich laufen Stücke vom Auslande ein, womit junge Tyroler ihr Museum beschenken. — In historischer Hinsicht findet man gleichfalls sehr interessante Gegenstände. Ein Gemälde in gewöhnlicher Gröfse stellt den Moment dar, nach der Schlacht am Jauffen. Im Hintergrunde liegt Sterzing, ein Wagen Verwundeter, Speckbacher, Hofer u. A. — Unweit davon hängt ein Portrait Hofers, welches das ähnlichste von ihm seyn soll.

*) Joseph Anton Koch, geb. 27 Julius 1768, zu Obergiebeln am Bach im Lechthale. 1777, als das Lechthal vermessen ward, wurde er Handlanger bei den Geodäten. Er beobachtete die Zeichner und copirte sie. Die Mutter konnte, da der Vater weit weg auf Handelschaft war, die Familie nicht ernähren, und Koch wird Schafhirt auf der Krabacher-Alp, einer schauervollen, wilden Gegend. Hier kratzte er Figuren auf Baumrinde und Steine. Der Weihbischof von Augsburg kam inzwischen ins Lechthal, um die Firmung zu spenden; er sieht hier die Federzeichnungen des jungen Hirten und verspricht für ihn zu sorgen. Wie er im Herbst mit der Heerde nach Hause kehrt, beginnt ein neues Leben für ihn. Er wird in Augsburg unterrichtet, überflügelt jedoch bald seinen Meister. Hierauf geht er nach Stuttgart, wo er 7 Jahre bleibt, dann besucht er Frankreich, Mailand, Florenz und Rom, wo er sich verheirathet und niederläßt. Während der französischen Invasion kehrte er nach Deutschland zurück und lebte in München, Dresden und Wien. Erst 1818 liefs er sich wieder in Rom nieder. Seine Verwandten in Tyrol besuchte er nie, jedoch unterstützt er sie reichlich.

Darunter befinden sich in einem Schrank einige Reliquien von ihm: sein Degen, den ihm Chasteler gab, wofür er seinen alten Bauernsäbel ablegte, nachdem er Landescommandant geworden war, und sein grüner Hosenträger, woran ein zinnernes Amulet, das von einer geistlichen Bruderschaft herrühren soll, welcher er angehörte. Dieß wurde von seiner Wittwe hiehergespendet. Auch zeigt man hier noch einige eigenhändige Briefe von ihm, und unter andern den Abschiedsbrief an die Seinigen, aus Mantua datirt, wenige Stunden vor seinem Tode. Er athmet eine höchst rührende Naivetät. *)

Dieser flüchtige Umriss einer nicht nur schätzbaren, sondern auch merkwürdigen Sammlung genüge hiermit, um die Reisenden aufmerksam zu machen. Sie ist übrigens in einem hellen, freundlichen Locale aufgestellt, und wird mit vieler Bereitwilligkeit gezeigt. Der Director dieses Instituts ist der um sein Vaterland Tyrol hochverdiente Präsident di Pauli, der, obgleich schon in sehr vorgerücktem Alter, dennoch der Wissenschaft und Kunst mit eifriger Liebe zugethan ist.

Nachdem wir mit der Besichtigung dieser Sammlungen einen sehr angenehmen Vormittag hingebracht hatten, wurden wir von einigen Freunden eingeladen, einem Versuche beizuwohnen, der auf dem Rennplatze vor dem Mauthgebäude, mit einem neuen Rettungsapparate in Feuersgefahr, gemacht werden sollte. Er bestand in sehr bequemen und festen, in sichern Gestellen ruhenden, langen Brandleitern, die sehr zweckdienlich sind, und in einer dem Brande widerstehenden Kleidung für die Rettenden. Eine dieser Kleidungen war aus Asbestleinen gefertigt, und umgab den ganzen Mann von dem Scheitel

*) Ich habe diesen Brief, so wie alles Andere, Hofer betreffend, den Episoden von 1809, e. III Abtheilung, einverleibt.

bis zur Zehe; vor den Augen war eine kleine Oeffnung mit einem Drathgitter versehen, überdies trug er noch einen grossen, ovalen Schild aus Drath geflochten in der Hand. Die andere Kleidung war aus starkem, filzartigem Zeuge, das mit Federweifs eingerieben war und worüber sich ein vollkommen anschliessendes Drathgeflechte zog. Schild und Kappe war von demselben Material. Man errichtete zwei ziemliche Scheiterhaufen, die, nachdem sie angezündet waren, eine Flammengasse bildeten, wodurch die Männer in der feuerfesten Kleidung zu wiederholten Malen langsamen Schrittes hindurchgingen, sich auch selbst ein paar Mal auf die brennenden Holzstöße niedersetzten. Es schien jedoch, als ob der Mann in Filz und Drath weniger von den Flammen belästigt würde, als die Andern in der Asbestkleidung, die nicht so oft und nicht so anhaltend ihren Prüfungsweg einschlugen. Die Hitze an diesem Tage war ausserordentlich, das lange Harren, bis alles zu dem Versuche hergerichtet war, und nun dieser selbst, diess mußte den armen Salamandern auf recht klägliche Weise zugesetzt haben. Obgleich man die augenscheinliche Gewissheit erhielt, daß diese Kleidung Schutz vor Flammen gewähre, so konnte doch nicht eben so unumstößlich angenommen werden, daß einige Männer, so angethan, bei einer ausbrechenden Feuersbrunst mit Nutzen verwendet werden dürften. Da werden andere Bedingungen vorausgesetzt: rasche Entschlossenheit, Geistesgegenwart, Muth, Gewandtheit, und es ist ein Andres, wie ein watschelnder Tanzbär, zur Belustigung der Menge, ein solch spaßhaftes Manöuvre auf ebener Erde auszuführen, oder auf brennenden Balken in schwindelnder Höhe, mit einer Last auf den Armen, der wirklichen Gefahr zu trotzen. Die schwerfällige Kleidung muß diesem geradezu entgegenstehen, und die, wie ich glaube, nach englischem Gebrauch organisirten „Menschen-

retter“ in Hamburg, scheinen mir viel zweckmäßiger uniformirt zu seyn. —

Während dieser Feuerprobe erschallte von Zeit zu Zeit aus dem an den Rennplatz stoßenden Hofgarten eine rauschende Militärmusik. Es war das Musikcorps des Regiments Großherzog von Baden, das sehr ausgezeichnet ist. Wir begaben uns dahin, und fanden viel schöne Welt dort, die aber leider sehr bald durch Regentropfen und einen fernhin hallenden Donner auseinander gescheucht wurde. Einer unserer Freunde, der sich auf die Gebirgswetterkunde verstand, munterte uns dessen ungeachtet auf, einen Spaziergang nach dem unfernen Mühlau zu machen. Er behauptete, daß das Wetter nicht heraufkommen werde, und ehe noch eine halbe Stunde vergangen, so würden auch selbst keine bedrohlichen Wolken mehr am Himmel seyn. Wir machten uns also auf den Weg, immer jedoch die zweifelhaften Blicke nach dem von der untergehenden Sonne gerötheten schweren Gewölke gerichtet, das sich über Ambras weg, nach den Spitzen des Patscher Kofels und Glungezer Jochs hinzog. Bald waren diese Berge in einen feuerfarbenen Mantel gehüllt, der im Winde zu flattern schien, und oft die Seiten, oft wieder die Gipfel kohlschwarz hervorragen ließ. Dann fuhren Blitze daraus nach allen Richtungen, und ein dröhnender Donner ließ sich vernehmen. Dieß machte einen köstlichen Effect! Der Himmel über uns wurde indeß immer reiner, und ein Stern nach dem andern schimmerte daran empor. Der Feuermantel jener Berge bleichte nun auch nach und nach und löste sich in einen Wolkennebel auf, der sich weit ins Unterinnthal hineinzog, und Hall mit seinem Hintergrunde schöner Berge, vor uns verhüllte. Wir hatten einen klaren, freundlichen, milden Abend, denn die elektrischen Entladungen hatten ihren wohlthätigen Einfluß auf das ganze Thal ausgeübt.

Wir stiegen zum Wirthshaus in Mühlau hinan, das auf Terrassen am Innufer sich erhebt. Wir waren eine gemischte Gesellschaft, aus Norddeutschen und Tyrolern bestehend. Einer der Letztern liefs einige Flaschen „Tyroler Ausbruch“ geben, die uns zum ersten Male hohe Achtung vor diesem, in der Fremde etwas verrufenen Gewächs einflösten, das ich in der Folge besser kennen lernte, um einzusehen, wie ungerecht die Menschen oft urtheilen, und wie wenig man den Berichten der Reisenden in frühern Zeiten trauen durfte, als das Reisen noch nicht so allgemein war wie jetzt, und die süsse Gewohnheit eine partiische und unempfängliche Stimmung für das Fremde so gern hervorrief. In neuerer Zeit ist nur ein einziges Beispiel dieser Art, in Herrn Nicolai, dem merkwürdigen italienischen Reisenden, da gewesen. —

III. Capitel.

I n n s b r u c k.

(Fortsetzung.)

Lebensart der Einwohner. — Weiherburg. — Ambras. — Tummelplatz. — Philippine Welser. — Caserne. — Begräbnisse. — Das goldene Dachl. — Bauernkomödien. — Theater in Büchsenhausen. —

Die Einwohner der Hauptstadt sind arbeitsam und mäßig. Sie sind stolz auf ihre schöne Natur, und lassen keinen Festtag vorbeigehen, ohne grössere oder kleinere Ausflüge zu machen, um sie recht zu genießen. Dann ist die Stadt wie ausgestorben; man sucht seine Freunde vergebens an den gewohnten Orten, und hat man sich nicht einer Landpartie angeschlossen, so muß man einsam und verlassen in seinem Zimmer bleiben, denn in Innsbruck würde es vergebens seyn, wollte man eine Gesellschaft suchen. Von Kaffeehäusern ist nur ein erhebliches in der Vorstadt Wiltau zu nennen, wo nicht selten sogar ein recht anmuthiger Damenkreis angetroffen wird.

In der nächsten Umgebung ist ein Spaziergang nach der Weiherburg angenehm. Er zieht sich auf dem linken, etwas erhöhten Innufer mäßig hinan. Das kleine Jagdschloß ist von duftigen Bäumen umgeben, daneben ist ein Grasplatz, eine Art von Zwinger, in dem ein runder, tüchtiger Steintisch steht. Hier kreiste sonst der Humpen, und der Imbiss wurde von hungrigen Jägern daran eingenommen. Die Aus-

sicht, die man von diesem nur um ein Geringes über dem Flußbette erhöhten Terrain genießt, ist schon reich und bedeutend zu nennen. Es läßt sich nichts Angenehmeres denken, als einen schönen Morgen unter diesen Bäumen zuzubringen. Dem mächtigen Kaiser Maximilian genügte dieser Aufenthalt vollkommen, er zog ihn allen seinen Burgen und Schlössern vor, und er hat hier so manches Jahr seines bedeutungsvollen Lebens hingebracht. In dem einen Erker zeigt man das Plätzchen, wo er in sehr unanständiger Verfassung den Abgesandten Venedigs Audienz gegeben haben soll. Es war nicht die interessanteste Erinnerung, die uns hier durch den Sinn zog, obgleich der Cicerone sie jedesmal sehr eifrig hervorzurufen bemüht war; aber andere Züge deutscher Vergangenheit werden hier wach und weihen diesen Ort zu einem Gedächtnismale des Kaisers.

Ambras (Amras), das man von allen Seiten des Thals sehr lockend herabschauen sieht, ist das zweite Ziel der Wanderungen in die Umgegend. Man hat zwei Wege dahin, den obern und den untern, und man thut gut den einen hin, den andern zurück zu wählen. Auf dem obern kommt man an dem Falle der Sill vorbei, die vom Brenner herabkommt, und unweit von hier sich in den Inn ergießt. Die Gebüsche auf den Felsen ringsumher, und die in gewissen Jahreszeiten nicht unbedeutende Wassermasse, die nicht in verschiedene Arme zertheilt, sondern auf Einmal in den Kessel wogt, geben diesem Falle ein Interesse vor so manchem berühmtern, der sich von größerer Höhe herabstürzt.

Ehe man die Höhe des Schloßbergs erreicht hat, steige man aus, um seitwärts einen Fußpfad nach dem sogenannten Tummelplatz einzuschlagen, der nicht beschwerlich ist.

Als in dem Kriege des Jahres 1799, das Schloß Ambras zu einem Feldlazarethe gemacht worden war,

herrschte darin eine epidemische Krankheit, und die Todten wurden auf einem Hügel unweit des Schlosses begraben, der früher von den Rittern zum Tummeln ihrer Rosse bestimmt gewesen war. Eine Sage, die jedoch in neuester Zeit durch Belege eine furchtbare Bestätigung erhielt, berichtet nun aber: daß von den habsüchtigen Verpflegern und Lieferanten des Spitals, um die Zahl der Kranken so schnell als möglich zu vermindern, die Halbtodten und schweren Patienten nach dem Tummelplatz gebracht und dort beerdigt wurden; daß man dort in stiller Mitternacht diese Gräuel verübte, und die Armen ohne Barmherzigkeit lebendig begrub, ohne sich an ihr Wimmern zu kehren, welches von der ersten Schaufel Erde vollends erstickt wurde. Die Angst vor der Epidemie, die sich immer weiter verbreitete, beschwichtigte das Gewissen der Helfershelfer bei diesen nächtlichen Unthaten. So soll der Tummelplatz das Grab von 8000 Menschen geworden seyn, größtentheils Unbekannter und Fremder, deren Namen man nicht einmal kennt. Eine spätere Zeit war bemüht diese Verbrechen zu sühnen. An allen Bäumen hängen Votivtafeln, überall sind Denksteine, Kreuze und andere fromme Grabesornamente angebracht. In der Mitte, unter dem Dom hoher Eichen und Linden, ist eine offene Capelle, mit dem Crucifix, und mit Bildern und Lampen im Freien. Der Glaube hat den Ort zu einer Wallfahrt erhoben, und eine Unzahl von verlobten Gliedmaßen in Wachs, wie man dieß an solchen Orten überall findet, bedecken die Baumstämme und hängen als ziemlich unappetitliche Früchte von den Zweigen herab. Eine schwere, eiserne Truhe steht da, um die Gaben der Opfernden zu empfangen. Aber selbst an diesen Ort frommer Buße wagte sich das Verbrechen aufs Neue; diese Truhe ist einmal bereits erbrochen und ihres Inhalts beraubt worden. Stets findet man Beter hier, und selbst noch

am späten Abend erblickte ich hin und wieder kniende Gestalten, wenn mich mein einsamer Spaziergang hieher führte. Ein Mondscheinabend wirkt hier ergreifend. Bei einem längern Aufenthalt in Innsbruck versäume man es daher nicht sich vom Monde zu einem Besuche des Tummelplatzes leuchten zu lassen. Die schönen Worte eines ältern französischen Schriftstellers waren mir hier beständig gegenwärtig: *la réformation, en regardant le culte des morts comme une idolâtrie, a détruit l'harmonie la plus poétique, qui unit ici bas les deux mondes.*

Seitwärts liegt Schloß Ambras aus dem 13ten Jahrhundert. Die Mauern sind noch wohlerhalten, die Treppen führen aus dem engen Schloßhof in die weite Halle; dort ist der runde Thurm, aus dem die schöne Philippine herabsah; die schöne Augsburgerin mit den klaren Augen und dem schneeweissen Hals, durch dessen Adern man den rothen Tyrolerwein schimmern sah, den sie genoß. Dieß berichten glaubwürdige Ueberlieferungen. Sie war die Tochter des Augsburgischen Patriziers Franz Welser und der Anna Adlerin, einer gebornen Freiin von Zinnendorf. Auf dem großen Reichstage zu Augsburg 1548 lernte der 19jährige Ferdinand sie kennen. Nach zwei Jahren vermählte er sich heimlich mit ihr, und nach 6 Jahren erst vermochte er es den Kaiser zu versöhnen. Ihre Ehe währte 31 Jahre. — Ein Ort, wo eine ausgezeichnete Frau waltete, die ihrer Schönheit ihre Erhöhung zu verdanken hatte, der die Liebe ihr Schicksal gewoben, erfüllt uns schon mit ganz eigenem Interesse. Hier kommt noch das tragische Dunkel hinzu, das über dem Ende dieser Frau gebreitet liegt. Sie soll nach Einigen im Bade durch Oeffnung der Adern getödtet worden seyn. Wie gern überliesse man sich hier seinen Träumereien. Es ist alles so einladend dazu; die Gemächer scheinen noch wohnlich, Fenster, Thüren, Brücken und Thore,

nichts zeigt, wie fern der Zeitraum, da jene Begebenheiten sich zutrug, demjenigen ist, wo der Reisende diesen Ort besucht. Im Garten stehen die Küchengewächse, die Bäume tragen Früchte, die Pfade sind betreten, nichts ist verwildert, nichts verfallen. Aber welche Leute treiben sich in diesen Räumen umher, die treue Liebe, vielleicht tiefer Schmerz geädelt haben? Welche Laute hört man dort erschallen? Lange, riesengroße Männer mit schwarzen Schnurrbärten gehen in den Gängen, die Treppen auf und ab. Sie schleppen große Näpfe von Blech, Fleisch, Brod, die Bedürfnisse des Lebens herbei, und schreien dazwischen mit rauhen Stimmen unverständene, übeltönende Worte. Es sind Kroaten, von der Militärgränze gegen die Türken, die hier ihre Caserne haben. Ein Fortschritt in der Cultur ist es zu nennen, denn diese jetzt uniformirten, wie Soldaten aussehenden Menschen, waren noch zur Zeit der ersten französischen Revolution ganz undisciplinirt, und unter dem gefürchteten Namen der Rothmäntler bekannt. — Von der Höhe des Daches, um das eine eiserne Brustwehr läuft, hat man eine herrliche Aussicht. — Im Hofe des Schlosses befindet sich eine Reihe, in Tyrol gefundener, altrömischer Meilensteine. —

Ich hatte Gelegenheit einige Begräbnisse in Innsbruck zu sehen, die mir ganz besonders auffielen. Vor der Geistlichkeit ziehen die Gewerke mit ihren großen Fahnen und Standarten, gleich wie bei einer Procession, einher, und hinter dem Sarge gehen paarweise Männer und Frauen, zum Theil in Trauer; die Leidtragenden, gewöhnlich lautschluchzend, oder still in sich hincinjammernd, machen den Anfang. Dieß Letztere ist herzerreißend. Ich sah unter andern einmal zwei junge Mädchen, in langen schwarzen Schleiern, hinter der Leiche ihres Vaters hergehen; sie waren so schwach, daß sie bei jedem

Schritte niederzustürzen drohten, die Augen der einen wurzelten auf dem Straassenpflaster, auf das sie große Thränen fallen liefs, das Gesicht der andern war in ihr Tuch vergraben, und nur an der Bewegung des Kopfes nahm man wahr, daß sie heftig schluchzte. Und gleich hinter diesen Bildern des tiefsten Schmerzes kamen geputzte Damen, laut schwatzend, mit Sonnenschirm und Arbeitsbeutel, wie zur lustigsten Promenade eingerichtet. Dieser Contrast erhöhte den Eindruck; ich konnte ihn lange nicht los werden.

Das „goldene Dachl“ in Innsbruck, von dem wohl schon hie und da in den Beschreibungen gemeldet wurde, ist eine unbedeutende Kleinigkeit. Friedrich mit der leeren Tasche liefs, um zu zeigen, daß er den Beinamen nicht verdiene, einen Erker seines damaligen Residenzschlosses, mit vergoldeten Ziegeln decken, wozu nun eben keine großen Schätze nöthig gewesen seyn mögen. Drei Figuren in Stein darunter sind zu beachten, da sie Maximilian I und seine Gemahlinnen, Maria von Burgund und Maria Blanca von Mailand vorstellen sollen. Die Regenten Tyrols besaßen drei Residenzen in Innsbruck. Die älteste lag am Inn, und ist noch jetzt unter dem Namen der Ottoburg bekannt. Ein alter, ich glaube fünfeckiger Thurm trägt eine Inschrift, die darauf hinweist. Er liegt dem Gasthofe des Herrn Niederkircher gegenüber. Otto I, Herzog von Meran, erbaute ihn 1234. Er erhob Innsbruck zur Stadt, und verlieh ihr Privilegien. Die zweite Residenz lag am Hauptplatze; es ist das Haus, das noch jetzt mit dem „goldenen Dachl“ prangt, und nun Privatwohnungen enthält. Die dritte ist endlich die jetzige kaiserliche Residenz am Rennweg, dem Innsbrucker Corso. Hier liegt auch das Theater, ein dem Aeufsern, wie dem Innern nach unansehnliches Gebäude. — Auf diesem Platze befindet sich die Reiterstatue Erzherzog Leo-

polds, des Gemahles der Herzogin Claudia, von einem Tyroler Künstler Reinhart in Erz gegossen und 1797 aufgestellt. Ein unbedeutendes Werk.

Wohl niemand reist nach Tyrol, um ein mittelmäßiges Theater zu besuchen, und die lockenden Anschlagzettel, welche von der Stummen von Portici und dem Zweikampf an den Straßenecken klebten, übten daher anfänglich keine anziehende Macht auf mich aus. Dessen ungeachtet trieb mich meine Gewohnheit aus größern Städten, jeden Morgen zu diesen Zetteln hin, um zu erfahren, was im Bereiche der Sehenswürdigkeiten Neues auftauchte. Da las ich denn an einem schönen Sonntagmorgen folgendes: Heute wird in Pradl aufgeführt u. s. w.

„Der dreimal durch Gottes Fügung wunderbar errettete Prinz Henricus aus Schwaben, und seine ins Elend vertriebenen Eltern Lupold und Athiesa. Schauspiel nach der heiligen Legend mit Vorstellungen und Chören.“ Was ist das? schrie ich ganz entzückt einem mich begleitenden Freunde zu, denn eine Ahnung kam über mich, daß mir hier etwas Außerordentliches bevorstünde. „Es ist eine Komödie,“ erwiderte jener kalt, „wie sie hier unsere Landleute aufführen. Der Gebrauch ist alt, doch historische Nachweisungen vermag ich dir nicht darüber zu urtheilen. Die Kerle in Pradl machen indeß ihre Sachen nicht halb so gut, wie die Künstlerinnen von Büchsenhausen, denn dort spielen bloß Mädchen, und es ist daher um Vieles amüsanter.“

— „Wie? Was? Mädchen! auch die Männerrollen?“ —

„Auch die Männerrollen!“ erwiederte Jener, „die Ritter, die Tyrannen, die Henker und Greise. Ich erlaube dir übrigens nicht lange mehr an meinen Worten zu zweifeln, wir wollen schnell zu Mittag essen und hinausgehen, denn um zwei Uhr fängt die Komödie an, und dann sollst du dich hoffentlich

überzeugen, daß es seine vollkommene Richtigkeit damit hat.“

Die Neugier hatte meinem Appetit Schaden gethan, und nach einem kurzen Mahle waren wir schon auf dem Wege nach Büchsenhausen. —

Links vom Wege, auf dem Hof einer alten Bäuerin fanden wir das Theater von Brettern. Eine kleine Thür zur Seite war geöffnet, wo das Eintrittsgeld erlegt wurde. Auf dem Zettel, den man uns überreichte, war zu lesen:

„Mit gnädiger Bewilligung wird heute Sonntag von einer Mädchengesellschaft aufgeführt, ein Trauerspiel unter dem Titel: die heilige Genovefa, ein wahrer Spiegel der Geduld. Es wird auch in jedem Act der Vorstellungen die Tugend des ägyptischen Joseph entgegen vorgestellt. — Der Schauplatz ist bekannt. Es kann auch bei jeder Vorstellung gespielt werden. Der Anfang ist um halb zwei Uhr.“

Um 5 Uhr war alles vorbei. —

Eine Gesellschaft junger, zum Theil sehr hübscher Mädchen spielte hier wirklich Komödie; die Männer- und Frauenrollen waren mit Mädchen besetzt, mein Freund hatte die Wahrheit gesagt. Ich war ganz entzückt von diesem Schauspiele. Als es zu Ende war, lief ich in meiner Eigenschaft als alter Regisseur auf die Bühne. Hier lernte ich Frau Anna Pritzin, die Spielführerin (*Directrice*) kennen.

Sie ist die Wittwe eines Schuhmachers, und hat sonst auch Komödie gespielt. Jetzt begnügt sie sich damit Stücke zu dichten und selbst in die Scene zu setzen. Bis jetzt wurden 21 Theaterstücke von ihr zur Welt gebracht. Sie selbst hatte die Güte mir folgenden *Catalogue raisonné* darüber mit großer Bescheidenheit mitzutheilen:

„Mein frühestes war: Ritter Theodor — sehr gut ausgefallen. Dann kam die Passion — 123 Personen spiel-

spielten es. — Kaiser Octavianus — prächtig ausgefallen. — Ritter Pontus, Königssohn von Gallizien — gar ein schönes Stück. — Johann und Paul, die Wetterherren. — Kaiserin Hildegarde und die heilige Cäcilia. — Lupoldus, Herzog aus Schwaben, oder Kaiser Konradus — gar eine schöne Bgebenheit. — Die Hochzeit auf der Alm, ausbündig ausgefallen, ein schönes Stück. — Eustach und Alexis und Eugenia. — Johannes Quarinus. — Chlorus und Chlorisanthus, zwei Meuchelmörder. — Florida, das ungerathene Kind. — Mathilde von Arlstein. — Ferdinand, oder Herzog von Arragonien. — Albert, oder das belohnte Mefsopfer. —

Alle diese Stücke werden noch immer mit Beifall gegeben, und die Spielführerin schreibt stets neue. Es ist nicht zu läugnen, daß sie zu den fruchtbarsten Schriftstellerinnen gehört. Sie ist ungefähr 50 Jahre alt, und von gutem Aussehen. Von frühester Jugend regte sich schon in ihr der Trieb zur Dichtkunst.

Die Zwischenacte werden durch mimische Darstellungen oder sogenannte Tableaux ausgefüllt, deren Stoff größtentheils aus der Bibel entlehnt ist. Ein Genius mit Flügeln und einem Scepter in der Hand, geht vorn beim Souffleurkasten auf und ab, und singt die Erklärung dazu.

In allen diesen Stücken erscheint die lustige Person, die nach Landesart gekleidet ist, nur etwas phantastischer mit Blumen und Bändern geputzt. Von dem Darsteller dieses Charakters hängt, wie natürlich, das Gelingen und Mißlingen des Ganzen in hohem Grad ab.

Nachdem das Schauspiel beendet war, brachten wir den Abend mit der Spielführerin und ihren ersten *Employés* in Büchsenhausen zu, und ergötzten uns sehr an den naiven Aeufserungen dieser Künst-

lerinnen des Gebirgs. Bei meiner Nachhausekunft suchte ich Aufschluß über Ursache und Zeit der Entstehung dieses seltsamen Kunstzweiges zu erhalten, aber vergebens — meine gelehrten Freunde wußten mir nichts Genaues darüber mitzutheilen. —

oder Kaiser Heinrich — hat eine schöne Hölle
heißt — die Hölle auf der Erde, auswendig aus-
gefaßt, ein schönes Stück. — Kaiserin und Kaiser
und Eugenia. — Johannes Quaden. —
und Chludianus, zwei Mischelbilder. —
das untere Bild. — Mischelbild von Albin
Ferdinand, oder Herzog von Anjou. —
oder das bekannte Mischelbild. —

Alle diese Stücke werden noch immer mit Hof-
fall gehalten, und die Spieltheater sehr reichlich
neu. Es ist nicht zu läugnen, daß sie zu den besten
ersten Schülern gehören. Sie ist ungefähr
50 Jahre alt, und von gutem Aussehen. Von der
besten Jugend trägt sich schon in der Tisch- und
Dichtkunst.

Die Fabeln werden durch die besten
jungen oder sogenannten Dichter angefaßt, deren
Stoff größtentheils aus der Hölle entnommen ist. Man
gibt die Fabeln und neuen Stoffen in der Hölle,
gibt von dem Stoffe an und ab, und gibt
die Fabeln dann, so wie sie sind, weiter.

In allen diesen Fabeln erscheint die Hölle
so, die nach dem Geschmacke der Hölle ist, nur etwas phan-
tasievol, mit Blumen und Bäumen besetzt. Von
dem Hölle dieses Hölle ist, so wie man
das Gelingen und Mißlingen des Ganges in Hölle
Ged. ab.

Rechnen, das Schachspiel besteht aus, spielen
wir den Abend mit der Soli-Schach und Hölle
ersten Fabeln in Hölle, so wie man
uns sehr an den neuen Fabeln dieser Hölle.

IV. Capitel.

Weitere Ausflüge in die Gegend von Innsbruck.

Sollstein. — Martinswand. — Oetzthal. — Stubay. — Engländer. — Der Serlesberg mit der Waldrast. — Legende. — Sellrain. — Peter Anich. — Peter Haiders Abenteuer. — Ausflüge ins Oetzthal. — Das Unter-Innthal. — Ungesunde Gegenden. — Verschiedene Touren nach Tyrol. — Der Glockner. — Der Stellwagen nach Hall. — Die Unter-Innthaler. — Schwatz. — Georg von Freundsberg. — Einfahrt in das Zillerthal. —

Wer den Sollstein und die Martinswand bestiegen hat, wird, ehe er Innsbruck verläßt, einen Ausflug in das liebliche Thal von Selrain und in das gewerbfleißige und malerische Stubeythal unternehmen müssen, um die Hauptschönheiten der Gegend kennen zu lernen. Fahrten in das Zillerthal und nach dem Oetzthale, sind schon kleinen Reisen vergleichbar, und namentlich bedarf die letztere einiger Vorbereitung und eines festern Anlaufs, wenn man nämlich damit die Besteigung der Gletscher oder Ferner verbinden will, welche sich hier in ihrer höchsten Pracht zeigen, und von erfahrenen, und weit herumgekommenen Reisenden mit Recht das Chamouny von Tyrol genannt wurden. Nur finden sich leider hier noch nicht die Bequemlichkeiten vor, die dort den Reisenden überall hin geleiten und empfangen; und die schaurige Gröfse der noch gänzlich unbezwungenen Natur ist nicht im Stande,

schwächlichen Constitutionen ihren Genuß ungetrübt zu gestatten. Hier im Oetzthale ist das Reich der Sage, und wer in dieser interessanten Einsamkeit den kurzen Sommer hinzubringen sich entschließt, oder wer öfter wiederkehrt zu den Hütten der armen, aber wackern Bewohner, und ihr Vertrauen gewinnt, wird von alten Bergjägern oder Forstleuten mit wundersamen Geschichten regalirt, die er nie noch vernahm und die ihm einen ganz neuen Märchen- und Sagenkreis eröffnen.

Bis Neustift führt eine gute Strasse durch das Stubeythal, welches ungefähr 9 Stunden von Süden nach Norden zählt, von hier aber beginnt der Fußweg nach den Gletschern, welche das Thal begrenzen, und sich von der schwarzen Wand im Oetzthale danach hinuntersenken.

Man übersieht das ganze, freundliche Thal vom Schönberg aus, den man auf der Tour nach Botzen befährt. Das schönschattirte Grün sticht herrlich gegen das blendende Weiß der Gletscher ab, die man hier, wenn man von Bayern über die Scharnitz nach Tyrol kam, zum ersten Male begrüßt.

Sehr reinliche und wohlhabende Orte zieren dieses Thal. Telfes ist der Hauptort, Fulpmes, Mieders mit einem von Innsbruck aus stark besuchten Gesundbrunnen. Fulpmes wurde vor ungefähr 25 Jahren durch einen fürchterlichen Bergsturz heimgesucht, der den Ort größtentheils zerstörte. Man sieht noch die Felsenmassen aufgehäuft, worunter die freundlichen Wohnungen begraben liegen. Im Sommer 1834 traf ich hier bereits eine englische Familie. Nach und nach fangen die Engländer schon an, die stillen Thäler Tyrols aufzusuchen, da sie die Schweiz ganz und gar kennen. Diese Engländer beschwerten sich über die enorme Zeche, die ihnen der Wirth gemacht hatte, und wurden sogar beim Landgerichte deshalb klagbar. Dieser Umstand ist leicht zu er-

klären. Die Tyroler sind auf solchen Besuch noch nicht eingerichtet und gewohnt ihre Gäste nach ihrer Weise zu bewirthen. Nun kommen die Fremden mit unbekannten und neuen Bedürfnissen an. Sie wollen den Thee und Kaffee so trinken, wie sie es gewohnt sind. Sie verlangen dazu kleine gebratene Kartoffeln, weichgesottene Eier, Roggenbrod, frischen Honig, Wurst und Schinken. Gewöhnlich fragen sie sogleich nach allen diesen Gegenständen schon bei ihrer Ankunft, und wenn der Wirth, der wirklich alles vorräthig hat, sie zu liefern verspricht, so sind die Engländer hoch erfreut, und machen indess einen tüchtigen Spaziergang um ihren Appetit zu verstärken. Aber, mein Himmel! welche Enttäuschung! Sie kehren zurück, und das Frühstück, das sie bestellt haben, ist zwar pünktlich da und reinlich servirt, aber dennoch nicht, wie sie es wünschen. Die Kartoffeln sind groß und weich, der Schinken ist gekocht, das Brod ist nicht jene weiche, schwarze, süßliche Masse, die sie in dünnen Scheiben so gern mit Honig genießen, Kaffee und Thee sind ganz verfehlt. Sie müssen sich damit begnügen einige Eier zu schlürfen. Der Wirth, der jedoch seinen Vorrath erschöpfte und große Mühe hatte, wohl auch überdiß von den reichen Inselbewohnern schon gehört haben mag, läßt sich alles ordentlich bezahlen, worüber die Gäste, die gar nichts davon hatten, laute Klagen erheben und das Wirthshaus weit und breit als theuer verschreien. Für deutsche Reisende und solche Fremde, die ohne besondere Forderungen, ihre Bewirthung den Wirthsleuten anheimstellen, ist Tyrol nicht theuer. Ich spreche hier vom deutschen Theile, wo übrigens die Art zu leben so ist, daß jeder Einwohner einer andern deutschen Provinz unbedingt damit zufrieden seyn kann. —

Von Mieders kann der Serlesberg erstiegen werden, an dessen nordöstlichem Abhange, in einem

Fichtenwalde, einer der vormals berühmtesten Wallfahrtsorte der ganzen Gegend gelegen ist: die Waldrast genannt. Von ihr wird die erhabene Pyramide des Serlesberges auch im gewöhnlichen Leben die Waldrasterspitze geheissen. Joseph II hob auch dieses Kloster auf. Die Gebäude wurden an einen Bauern verkauft, der sie zertrümmerte, um sein ausgelegtes Geld hereinzubringen. Die Grundstücke werden nunmehr als Hornvieh-Alpe benutzt. Das wunderthätige Gnadenbild ist nach Mieders gebracht worden. Hier aber wirkt es keine Wunder mehr. Es steht jetzt verlassen und wenig besucht in der Kirche zu Mieders, während fromme Waller noch immer zur einsamen Waldrast hinanklimmen, um dort, an der geweihten Stelle, vor einem ganz gewöhnlichen, gemalten Bilde zu beten. So ist der Mensch! Aber wer weifs nicht, welche Wunder die Einsamkeit und die Schauer einer grossen Natur auf ein erregtes Gemüth hervorbringen können, und wie diese noch stärker werden, durch die Pracht und den Glanz einer reichen Kirche, die zwischen hohen Felsen, im dichten Walde, auf einsamer Spitze das Wunderbild umschirmt.

Nach den Traditionen im Volke soll die Legende zum ersten Mal durch den Mund einer Besessenen, im Jahre 1626, auf der Waldrast selbst verkündet worden seyn. Das erste Waldraster Mirakelbuch erschien 1738, unter dem Titel: Der in seiner wunderbarlichen Frucht höchst beglückte Lärchenstock. 1759 folgte das zweite, betitelt: Stets fortgrünender Lärchenstock zu Waldrast.

Hier gebe ich die Legende in ihrer ursprünglichen Einfachheit:

Im Jahre 1392 schickte „das grosse Weib im Himmel“ (eine Besessene spricht) einen Engel auf die Waldrast, der einen hohlen Lärchenstock in ihrem Namen also ansprach: „Du Stockh sollest der Frawen „im Himmel Bild fruchten, dan balt wird da ein

„Khirchfart aufkhommen.“ Das Bild wuchs hierauf im Stock und ward zuerst am Ostersonnabend 1407 von zwei frommen Hirtenjungen, Hänsele und Peterle von Mizens, entdeckt, einem Dörfchen an der Strafe von Matrey nach Waldrast. Die liefen herab zu ihrem Bauern und sagten: „sie hätten etwas Wunderlichs „in einem Stocke gesehen, das sie sich nicht anzu- „rühren getrauten.“ Der Bauer ging hin und schnitt voll Andacht das Bild mit einer Säge aus dem Baume, und brachte es einstweilen nach Matrey. Das Glück dem Bild eine Wohnung zu verschaffen, war einem armen Holzhauer, Jacob Lusch zu Matrey, vorbehalten. Diesen Vorfall erzählt das gleichzeitige „Unserer lieben Frauen-Protokoll“, welches vom 15ten Jahrhundert an bis zur Auflösung der Wallfahrt über alle Vorfällenheiten geführt wurde.

„Chund sey getan aller Manigkleich, als wie von erst die kirchen hie auf der Waltrast in den eren U. L. F. erpawet und aufkommen ist. Das ist also beschechn. Das Ainer tzü Matray ist gesessen mit namen Christan Lusch saliger, tzü dem ist kommen ein stym an einer Phinztage (Donnerstag) Nacht, als er an seinem pett lag, die redt mit ihm zu 3 Maln und sprach: slaffestu! — Da antwort er und fragt: Wer pistu und was will du? — Da sprach die stym: ich bin ein stym. — Da sprach er: was will du? — da sprach die stym: Du sollt aufpringn ein Kappeln in den eren U. L. F. auf der Waltrast. — Da sprach er: Das will ich nit tun. — Desgleichen kam die stym die nächste Phinztage Nacht. Da sprach er: ich bin zu arm dazu. — Da kam die stym zur dritten Phinztage Nacht und redt zu ihm als wie zuvor. Er konnte vor Sorgen nit schlafen und sagt zur stym: Wie maynestus, das du nit von mir wild lassen? — Da sprach die stym: Du sollt es tun. — Da er aber noch immer nicht wollte, da nam es in, und hubn gerather (grade) auf und sprach: Du sollt es tun, da berat

dich nur bald um. — Da gedacht er im Sinn: o ich armer Man! was rath ich, das ich recht thät? und sprach: er wolts thun, wenn er nur die rechte statt west. — Da sprach die stym: im Wald ist ein grün Fleck im Moos, da leg dich nieder und rast, so wird dir wol kund getan, die rechte Statt. — Das tat er und entschlief und da hört er zwei Glöckl. Da erwacht er und sah vor sich, ein Frau in weifskleidern und hat ein kind im Arm, des ward im nur ein Blick. Da gedacht er: Allmächtiger Got! da ist freilich die rechte Statt. Und da merkt er's aus, und die Glöcklein klungen bis er ausgemerkt hat. Da sprach: lieber Got, wie soll ich's vollbringen, ich bin arm und han kein Gut. — Da sprach die stym: „So geh zu frommen Leuten, die geben dir also vil, dafs du es wohl verbringst. Und wan es beschicht das man es weichen soll, da steht es still 36 Jahr. Darnach wird es vürgeng, und werden gar grofse Tzaichen da geschechn zu ewig Tzaitten.“ Und so ging er zum Beichtvater, der sendet ihn zum Bischof „gen Brichsen“, und so fing er dann an zu bauen. Er erhielt im Jahr 1421 vom Generalvicar zu Brixen einen Sammelbrief, und die Capelle wurde 1429 vollendet. Dann trat der Stillstand von 36 Jahren ein und erst 1465 wurde sie eingeweiht. Von jetzt an wurde sie die besuchteste Wallfahrt. Prinzessin Maria, Erzherzog Ferdinands Tochter, verehrte 1607 dem Bilde eine Krone von Perlen und Schmelz mit ihren goldgelben Haaren umwunden. Claudia von Medicis, 1625 die Braut des Erzherzogs Leopold, machte aus ihrem Brautrock ein Mefskleid und zwei Levitenröcke für die Capelle auf der Waldrast. Alle Fürsten und Regenten beschenkten das Bild. — Die 25 Zoll hohe bemalte Statue von Lärchenholz, die man noch heutzutage sieht, stellt die Mutter, die in der einen Hand einen Apfel hält, mit dem Kinde auf einem Stocke, der durch die Säge sehr uneben

geschnitten wurde, sitzend vor; um die Mitte des Leibes ist die Statue noch ungebildet, und rückwärts mit einem Beile vom Stocke abgespalten. Vom Grundstamm sollen jedoch schon im Jahre 1622 keine Spuren mehr anzutreffen gewesen seyn. —

Wer nicht mehr nach Innsbruck zurückkehren will, kann von der Capelle zur Waldrast auf einem ziemlichen Fufssteige nach Matrey gelangen, wo man sich auf der Strasse nach Botzen befindet, und den Fufs des Brenners bald erreicht hat.

Auf dem Wege nach Sellrain kommt man nach Axams, von wo man das Dorf Ober - Perfufs erblickt, worin mehrere ausgezeichnete Tyroler geboren wurden. Zuerst verdient hier der berühmte Peter Anich erwähnt zu werden, dessen kleine Hütte von den Reisenden noch besucht wird. Er war ein Bauer und blieb es bis zum Tode, verfertigte aber dabei die grossen Karten von Tyrol, die ihrer Genauigkeit wegen spätern Arbeiten zum Grunde gelegt wurden. Als man nach seinem Tode zwei von ihm verfertigte Globen fortbringen wollte, mußte man die Thür seiner ärmlichen Wohnung ausbrechen, die zwar gross genug gewesen war den Bewohner hindurchzulassen, aber nicht seine Werke. Die Inschrift auf seinem Grabe sagt:

*Rusticus idem, ac tornator, Cosmographus,
Astronomus, Geographus, Geometra, Chalco-
graphus, Mechanicus, per omnia excellens.*

Er kam zur Wissenschaft, wie die Chaldäer, wie Bode und Andere, indem er, seine Heerde weidend, den Lauf der Gestirne beobachtete; erst mit 28 Jahren nahmen sich seiner die Jesuiten in Innsbruck an. Im Jahre 1756 vollendete er die Himmelskugel, im Jahre 1759 den Erdglobus. Er lebte in grosser Armuth, und verfertigte diese Arbeiten mit Hülfe seines Verwandten Blasius Hueber. Alle

Mühen, Schwierigkeiten und den Mangel der Hilfsmittel wußte er zu überwinden. Er starb im 43sten Jahre. Maria Theresia, die sich seiner nicht angenommen hatte, liefs ihn prächtig begraben. Sein Gefährte Hueber erhielt eine Pension von 300 Gulden. — Noch ein anderer merkwürdiger Mann wurde in Ober-Perfuss geboren, in einer ganz andern Sphäre wie Anich glänzend, dessen Leben Stoff zu einem Melodrama böte, wenn wir damit so leicht wie die Franzosen fertig werden könnten. Ich theile hier das Interessanteste aus seinem Leben mit. Solche Züge werden dazu dienen, uns mit dem Charakter der Tyroler vertraut zu machen. Peter Haider, war ein Mann voll Muth und Unerschrockenheit und be-seelt von der feurigsten Vaterlandsliebe. Schon im Jahre 1796 war er zweimal mit dem Scharfschützen-Corps von Innsbruck in das Ober-Innthal gezogen, unter Anführung des Hauptmanns Philipp von Wörndle. Als aber 1797 der französische General Joubert bis Brixen und Mühlbach vorgedrungen war und den Feldmarschall-Lieutenant Kerpen bis Sterzing zurückgedrängt hatte, wurde der Landsturm vom Inn- und Wipphthal in Masse aufgeboten. Ein Theil desselben mußte von Mauls durch das Thal Rittseil über das Valser-Joch gegen Spinges vorrücken, um dem Feinde, der bei Mühlbach stand, in seine rechte Flanke zu fallen. Hier war Peter Haider Corporal einer Landsturm-Compagnie von 500 Köpfen, unter dem Hauptmann Anton Reinisch, Sensenschmied zu Volders. Diese Mannschaft wehrte sich in dem blutigen Gefechte vom 2 April 1797 so tapfer, daß sie den Hauptmann und 19 Schützen verlor, und 25 Verwundete zählte. Peter Haider entwickelte einen großen Muth und erlegte mitten im stärksten Feuer des Feindes sechs Franzosen. Plötzlich hört er hinter sich schießen; er blickt um sich und gewahrt fünf, die den Posten von Aichet her umgangen hatten,

und nun lebhaft auf ihn losfeuerten. Ganz allein, wie er war, besann er sich nicht lange, und schoß einen davon mit dem Stutzen, einen andern mit der Pistole nieder, und dem dritten, der wenige Schritte von ihm entfernt auf ihn anschlug, versetzte er wie der Blitz eins mit dem Säbel. Allein in demselben Augenblicke bekam er einen Schuß aus der Ferne ins rechte Bein, und während er hinfiel, einen Hieb in die linke Hand, die er um sich zu stützen, ausgestreckt hatte. Er lag nun auf seinem Gesichte, und die zwei noch übrigen Feinde fielen über ihn her, gaben ihm vier tiefe Säbelhiebe auf den Kopf, wovon einer gerade über dem Genicke war. Weil er keinen Laut mehr von sich gab, und sich aller Regungen vorsätzlich enthielt, so ließen sie ihn in einem Birkenwäldchen, gerade über Spinges, für todt auf der Erde liegen.

Sobald er merkte, daß alles um ihn stille war, richtete er sich auf, und verband sich zuerst mit dem Schnupftuch den Kopf. Die Schußwunde aber, so wie die Hand, mußte er aus Mangel eines Tuches offen lassen, und nun ging er in diesem elenden Zustande, mit der äußersten Anstrengung ein gutes Stück vorwärts. In einiger Entfernung erblickte er einen andern verwundeten Tyroler, der sich eben so mühsam fortschleppte. Doch erwacht in ihm ein Strahl der Hoffnung, daß sie vereint sich beistehen und helfen könnten. Er ruft ihm zu. Es ist Pancraz Haider, sein Bruder, der drei Stücke einer Kugel im Unterleibe und zwei Bajonnettstiche im rechten Schenkel hat. Er stützt sich auf sein Gewehr und muß sich oft streckenweise an der Erde fortschleifen. Beide Brüder waren nun wohl in einem Zustande, daß an wechselseitige Hülfe nicht zu denken war; aus Schwäche und Furcht überfallen zu werden, bleiben sie im Dickicht des Waldes und bringen dort eine Nacht voll Schmerzen und Kummer zu. So

bleiben sie vom 2 April Abends bis zum 4 Früh, volle 37 Stunden, ohne Verband und Labung, ja ohne Wasser. Peter saugte, um seinen fürchterlichen Durst zu stillen, das Blut aus seiner Handwunde.

Endlich am 4 April können sie es nicht länger aushalten und schleppen sich nach Mühlbach, welches eine Viertelstunde von ihrem Versteck entfernt lag. Sie brauchten aber zwei Stunden dazu. Als sie eben über die Brücke wollen, die ins Dorf führt, sehen sie die Feinde dicht aus dem Valserthale herausströmen. Sie müssen sich im Räderwerke einer Mühle verbergen.

In steter Angst, daß die Mühle zu gehen anfangen könnte, und sie dann zermahlen würde, verlassen sie aber bald ihren Versteck, um ihn mit einem andern zu vertauschen. Eine nahe Sägmühle scheint ihnen dazu willkommen; sie hoffen sich dort in die Späne vergraben zu können. Zu ihrem Schrecken ist die Mühle aber ganz aufgeräumt. Im heftigsten Fieber werfen sie sich auf den harten Boden und meinen ihren Geist aufzugeben, als ein altes Mütterchen dazu kommt und sie mit Theilnahme betrachtet. Sie bringt ihnen eine warme Suppe, die erste Speise, die sie seit 40 Stunden erhielten. Sie vermögen aber nichts davon zu essen. Das Feuer, welches die Feinde unterhalten und ihre Geschäftigkeit in Aufsuchung des Holzes, lassen für sie in der Sägemühle keine lange Sicherheit hoffen. Sie verkriechen sich daher in einen Schweinestall. Aber auch hier sind sie nicht geschützt, weil die Franzosen zu allererst nach Hühnern und Schweinen suchen. Man will sie weiter führen; sie können es aber nicht mehr aushalten, und wollen hier sterben. —

Ein mitleidiges altes Weib, das eine kleine Hütte bewohnt, nicht viel besser als der Schweinestall, den die Armen eben verlassen hatten, nimmt sie bereitwillig auf. „Wenn Euch die Franzosen entdecken,

„so helf Euch Gott,“ spricht sie, „ich laufe da
 „von.“ Peter antwortet: „Hat Er uns bis hie-
 „her wunderbar erhalten, so wird er uns auch künftig
 „nicht verlassen.“ — „Habt ihr Geld?“ fragt das
 Mütterchen, „denn ich habe nichts.“ — Peter gibt
 ihr, was er bei sich hatte. Sie räumt ihnen ihr
 Bett, und besorgt das Essen. Am fünften April kommt
 ein Wundarzt dazu. Er erklärt Peters Wunden für
 tödtlich; in der Schußwunde sey bereits der Brand,
 er schneidet daran herum und verbindet ihn dann.
 So bringen sie 14 Tage unter unsäglichen Schmerzen
 zu; dann erscheint eine Fuhre, um die Brüder heim-
 zuholen. Die beschwerliche Fahrt über das Gebirge,
 verursacht ihnen Höllenqualen. Im Militairspital an
 der Volderer-Brücke war eben ein geschickter Chirurg,
 der sich der Brüder annahm. Er heilte Peter voll-
 kommen, der, außer einer unwiderstehlichen Schläf-
 rigkeit bei eintretender schlechter Witterung, wieder
 ganz gesund wurde. Mit seinen Narben zog er 1799
 noch zwei Mal ins Feld; mit dem Landsturm ins
 Ober-Innthal und als Scharfschütz ins Engadin.
 Im Jahre 1802 stand er noch als Jäger in Diensten
 bei dem Freiherrn von der Lochau auf dem Schlosse
 Friedberg bei Volders.

In Sellrain ist ein Bad, das von den Innsbruckern
 häufig besucht wird. Von hier kann man noch nach
 Gries und S. Sigmund fahren. Aus ersterem Orte
 macht man einen Abstecher nach dem romantischen
 Lisener-Thale, bis zu dem Dorfe Lisens, wo sich
 der zwar kleine, aber schöne Alpeiner-Ferner den
 Blicken zeigt. Von hier geht es an der Seite des
 Ferners und zum Theil über denselben nach Gries
 und Lengenfeld im Oetzthale. Doch das sind Partien,
 die geübte Bergsteiger erfordern, und für Damen
 nicht gut zu unternehmen sind. In S. Sigmund ist
 man am Ende des lieblichen Sellrainthales, und kann,
 dem Laufe des Stuibenbaches folgend, nach Sauters

am Eingange des Oetzthales gelangen. Folgt man jedoch dem Gleierscher-Bach, so führt ein beschwerlicher Gebirgspfad nach Umhausen.

Nachdem wir von diesen Partien erfreut und zugleich auch ermüdet nach Innsbruck zurückgekehrt waren, und nun unser gewohntes und recht bequemes Quartier in der Rose eingenommen hatten, *) beschlossen wir unsere Ausflüge nach der Seite des Unterinnthales in den nächsten Tagen auszudehnen.

Das Unterinnthal zeigt sich in der Nähe von Innsbruck anmuthig, weit, und gut bebaut. Die Berge sind, mit Ausnahme des Salzbergs bei Hall, mit Laub- und Nadelholz bewachsen, und von gefälligen Formen, das Schroffe, Zerrissene ist verschwunden, und die Rücken sind sanft gewölbt und ausgedehnt. Die Strasse zieht sich breit und größtentheils eben an dem hier schon breitem Flusse hin, und die Dörfer liegen beisammen, zwischen Obstgärten und Fruchtfeldern, und zeugen von Wohlhabenheit und Reinlichkeit. Die Städtchen Hall, Schwatz, Rattenberg entsprechen gleichfalls diesem Charakter, und die malerisch gelegene Festung Kufstein macht den Schluß des Thals, gegen Bayern hin.

Dieser Theil von Tyrol hat schon viele Beschreiber gefunden, weil er am gewöhnlichsten bereist wird. In vierzehn Tagen macht man leicht von München aus die Partie über Rosenheim, Kufstein, Schwatz und Hall nach Innsbruck, und geht dann durch einen Theil des Oberinnthals über Reutte und Füssen wieder hinaus. Auch das berühmte Zillerthal kann dabei besucht werden. Für die Genre- und Landschafts-

*) Wir accordirten für ein Zimmer täglich 24 Kreuzer; und ordneten selbst unsern Hüchenszettel an, wofür uns ein sehr mäßiger Preis berechnet wurde. Wildes Geflügel, Fische und gutes Gemüse sahen wir täglich auf unserm Tische, was an den Tables-d'hôte in der Sonne und im Adler nur sehr selten der Fall war.

maler in München ist diese Reise fast jeden Sommer unerläßlich, und man findet viele von ihnen beständig auf dieser Tour.

So lieblich die Gegend des Unterinnthals und einige Seitenthäler desselben, wie das Achenthal mit einem schönen See, und das Zillerthal sind, so abschreckend sind jene Thäler, die zwischen dem Unterinnthal und dem Pinzgau liegen. Eine rauhe Gegend mit Sümpfen und Mooren bedeckt, die höchste Armuth und das ganze Jahr ansteckende Krankheiten. Hier gedeiht nichts ordentlich; nicht einmal trinkbares Wasser haben die Einwohner, und das eben ist ihr größtes Unglück. Im Sommer 1834 war hier der Herd einer fürchterlichen Ruhrseuche, die gleich der Cholera wüthete, und sich von hier aus fast über ganz Tyrol und einige benachbarte Provinzen erstreckte. In dem armen Hopfgarten, in Kitzbühel und der Umgegend war das Elend entsetzlich. Bösartige Fieber finden hier alljährlich statt.

Viele Reisende, die zuerst Salzburg und Berchtholdsgaden besuchen, dann in Gastein verweilen, kommen über Lend in Tyrol, und betreten dessen Boden im Pinzgau zuerst. Sie haben alle mitgebrachte Bewunderung gewöhnlich dann schon erschöpft, und fühlen sich von den Herrlichkeiten Tyrols, die sie hier zu sehen bekommen, nicht sehr angezogen, noch weniger entzückt. Interessanter ist es gewiß unsern Weg zu befolgen, und durch die Porta Claudia ins Innthal zu treten. Wer nun aber einmal das hochgepriesene Salzburg nicht unbesucht lassen will, und dann auch Gastein mitnimmt, wie es eigentlich sich von selbst versteht, der sollte sich nur auch zugleich mit guten Steigeisen und einem tüchtigen Alpenstock versehen, um seine Wanderung nach Tyrol zu Fulse weiter fortzusetzen. Er steige dann in das Nafsfeld, wo er eine Menge der herrlichsten Wasserfälle sieht, welches der eigentliche Schlupfwinkel

der lieblichsten Najaden der ganzen Alpenwelt ist; von hier wandre er über den bekannten Malnitzer Tauern *) nach Malnitz, und von da nach Obervellach in Kärnthen. Eine gute Fahrstrafse bringt ihn nach Winklern, wo er in das zwar rauhe, aber höchst interessante Pusterthal seinen Einzug hält, und nun bis Bruneck immer schönere Gegenden zu sehen bekommt, immer wärmern und glücklicheren entgegengeht. Dann werde zuerst der südliche Theil bis Verona bereist, und im Rückwege das Etschthal besucht bis Meran, und von dort durch das Vintschgau und das Oberinntal nach Innsbruck gegangen, wo dann diese Hauptstadt den Schlufspunkt der ganzen Reise bilden könnte. Bei dieser Berührung der östlichsten Gränze Tyrols, am äußersten Ende des Pusterthales, zeigt sich der majestätische Glockner so nahe, daß ein Ausflug an seinen Fuß nicht wohl umgangen werden kann. Man fährt von Winklern über St. Leonhard nach Döllach, und von hier geht es zu Fuß in das Thal von Heiligenblut, wo sich die beiden Eispyramiden des Glockner auf einem Plateau von Gletschern erheben. Obgleich er um zweitausend Fuß niedriger als der Orteles ist, so zeigt er sich doch von dieser Seite viel imposanter als jener. Das Pfarrdörfchen Heiligenblut, das drei Vierteljahr Winter hat, und von reißenden Gebirgswassern, Lawinen und Felsenstürzen stets bedroht wird, ist ein sehr

*) Ich las neulich in einem norddeutschen Berichte „von dem herrlichen Tauerngebirge,“ und dieß bringt mich zu der Vermuthung, daß das Wort „Tauern“ für manchen Leser noch einer Erklärung bedarf. Man nennt so in den Salzburg'schen Alpen die hohen Gipfel eines Gebirges, wenn eine Strafse, ein Saumschlag, darüber führt. Es ist dasselbe, was „Joch“ in Tyrol bedeutet. Hogel, Hofel, Spitz sind im Gegensatze solche Gipfel, die sich der Communication nicht so willig herleihen wollten. Sattel ist der niedrigste Theil eines Gebirgsrückens, zwischen zwei hohen Gipfeln.

sehr trüber Aufenthalt, der für den Fremden nur im Hochsommer auf einen Tag erträglich ist. Zu Anfange dieses Jahrhunderts hat Schultes eine sehr umständliche Glocknerreise in vier Bänden herausgegeben, worauf wir Liebhaber solcher Partien noch besonders aufmerksam machen wollen. —

Es war Abends, als wir uns — eine zahlreiche Gesellschaft — in den Stellwagen setzten, der nach Hall abfuhr. Ein Stellwagen ist ungefähr wie ein Pariser Omnibus gebaut; der Eingang ist zwischen den Hinterrädern, und die zwei davor gespannten Pferde sind bemüht ihn eben so langsam vorwärts zu bewegen.

Wenn man vom Wege nach Hall die Blicke rückwärts sendet, so bemerkt man westlich vom Sollstein, am Ende der Hottinger Alpen, einen seltsam geformten Fels, der einem sitzenden Weibe gleicht, welches sich über einen Säugling beugt, den es in den Armen hält. Diefs ist die Frau Hütt, von der die Sage geht, dafs sie einst vor grauen Jahren, ehe sie in Stein verwandelt wurde, als mächtige Fürstin über dieses Thal geherrscht. Damals sollen hier alle üppigen Früchte des Südens gediehen, und an Fruchtbarkeit und Reichthum kein Anderes in der Welt ihm zu vergleichen gewesen seyn. Frau Hütt ward defshalb übermüthig, und kam auf die tollsten Gedanken. So soll sie sich bis zu ihrem Schlosse hinan, welches auf derselben Höhe lag, wo sie noch heutzutage mit ihrem Säugling sitzend zu sehen ist, eine Treppe haben anlegen lassen, aus lauter Käsen gebaut, die in dem Thale bereitet wurden. Ueberhaupt soll sie die besten Lebensmittel vergeudet haben; endlich — als Uebermafs des Frevels — hat sie ihrem Säugling, so oft er nach Säuglingsart die Windeln verunreinigte, mit dem schönsten Weizenbrode die schmutzigen Theile abgerieben. Darob ergrimmte endlich der Himmel und versteinerte die Frau Hütt

mit ihrem Kinde; das Thal aber verwüsteten Felsensterbe und Wildwasser, und es lag viele Jahrhunderte in Schutt und grausen Ruinen. Erst in neuern Zeiten wurde der Anbau wieder versucht, und obgleich es jetzt recht gute Früchte hervorbringt, so konnte es doch zu dem frühern Segen nie wieder gelangen. Frau Hütt sitzt aber stets noch auf dem alten Fleck, und scheint immerfort mit ihrem Säugling beschäftigt, und starrt wie ein alter, grauer, verwitterter Felsen in das einst von ihr beherrschte Thal hinunter. Von der Käsetreppe ist jedoch keine Spur mehr, selbst nicht in Versteinerungen, anzu- treffen. Auf der Rückseite der Frau Hütt und der ganzen Felsenwand, auf welcher sie sitzt, zieht sich ein wildes, gänzlich unbewohntes und unfruchtbares Thal hin, voll von Felsentrümmern und Bergstürzen, das die eigentliche Gränze nach Bayern hin bildet. —

Der Salzberg bei Hall lädt zu einem Besuch ein. Man kann Stunden lang in diesen weiten Hallen umhergehen, aus denen das Wasser das Salz herausgezogen hat, und die nun einen kühlen, nicht uninteressanten Spaziergang darbieten. Man kann sich mit einem Einspänner bis an den Eingang des Bergwerks bringen lassen, der schon in beträchtlicher Höhe liegt. Wer Gelegenheit hatte Wieliczka bei Krakau zu sehen, für den können diese und ähnliche Salzbergwerke kein Interesse mehr gewähren, da jenes das bewundernswertheste und merkwürdigste in Europa ist. —

Die Unterinnthaler sollen die lustigsten von allen Tyrolern seyn, hier ist das beliebte Jodeln zu Hause, und hier wird am meisten getanzt. Es sind noch nicht dreißig Jahre her, daß man im nördlichsten Theile von Deutschland noch gar nichts vom Jodeln wußte. In Königsberg z. B. wurde es erst durch den Rochus Pumpernickel, der Wiener Posse, allgemein bekannt, worin das „Wann i in der Fruh aufsteh!“

gesungen wird. Seitdem war es stark in der Mode, in Wien mußte vor zehn Jahren in allen sogenannten Localstücken gejodelt werden; jedes Lied endete mit dem Jodeler; aber in diesem Augenblick ist die Liebhaberei dafür wieder verschwunden. Vor einigen Jahren noch mußte es selbst in französischen Opern häufig vorkommen, um das Publicum zu ergötzen, wie z. B. in der Braut von Auber. Rossini's Tyrolienne im Tell war die Losung dazu für alle andern Componisten geworden. Jetzt ist dafür das Jodeln in Italien Mode, und Bellini und Donizetti verschmähen es nicht, häufige Anklänge von Tyrolerliedern in ihre Compositionen zu verweben. Selbst Anna Bolena, die unglückliche Königin, haucht ihren Schmerz in einer Tyrolienne aus. Ich führe das hier als ein Beispiel an, daß andere Nationen auch einmal Deutsches zur Mode erhoben. —

Wenn man durch das Unterinnthal fährt, drängt sich diese Lustigkeit dem Reisenden nirgends auf. Um das Landvolk von dieser liebenswürdigen Seite kennen zu lernen, muß man einige Zeit mit ihm leben. Keineswegs ist aber das Jodeln eine ihm anklebende Eigenthümlichkeit, die sich sogleich vernehmlich kundgibt, etwa wie der Kuhreihen in Appenzell. Die Leute gehen ihrer Arbeit nach, und müssen sehr fleißig seyn, dafür zeugt die Ordnung auf ihren Feldern, die Einfriedung derselben mit Obstbäumen, die Bewässerungen der Wiesen und der Anbau auf den Höhen. Bei so schwerer Arbeit, wie der Ackerbau im Gebirge, kann die laute Fröhlichkeit nicht alle Tage zum Vorschein kommen, und wird klüglich auf die Tage der Kirchweihe verspart, wo sie dann aber auch im vollsten Glanze hervorbricht. Neben der Lustigkeit zeichnet Muth, Hartnäckigkeit und Ausdauer den Unterinnthaler aus. Während der Insurrection haben sich viele glänzende Beispiele davon gezeigt. Der Haß gegen die Bayern war

hier am stärksten. Ich hörte einige Anekdoten, die den hiesigen Bauer, bei aller Grausamkeit gegen einen gehafsten Feind, doch in seiner ganzen Naivetät zeigen. Oft sah man einen Landmann plötzlich seine Arbeit im Stiche lassen, den Säbel ergreifen, und mit den Worten fortgehen; „Heint muß i a Boafack dastöch'n!“ (Heut muß ich einen Baier abstechen! Boafack war ein allgemein übliches Schimpfwort; Fack bedeutet Ferkel.) — Einst tritt ein bayerischer Soldat in einen Hof, um beim fließenden Brunnen seinen Durst zu stillen. Sogleich legt ein Junge aus dem Hinterhalt auf ihn an. Der alte Bauer tritt dazu und verweist es ihm mit den Worten: „Lass' ihn erst trinken!“ und der Junge wartet, bis der Soldat seinen Durst gestillt hat, und schießt ihn dann kaltblütig nieder. — Als Pendant mag folgende Anekdote gelten. Bei jedem kleinen Exceß, der bei den französischen Generalen gemeldet wurde, ließen diese ihre Soldaten füsiliren. So hieß es; aber die pfiffigen und argwöhnischen Tyroler ließen es sich nicht nehmen, daß man ihnen dieß nur vorspiegle, und sie oft dem *soit-disant* Erschossenen, später wieder begegnet seyen. Man that es eben nur, um einen Schein von strenger Mannszucht walten zu lassen. Einst beschwerte sich ein Geistlicher bei dem französischen Commandanten über Erpressungen von seinen Soldaten. Dieser sagt: „Ich lasse Sie sogleich erschießen!“ — „Damit ist nicht geholfen,“ entgegnet der tyroler Pfarrer kalt, „wenn Sie mir Genugthuung schaffen wollen, so erlauben Sie, daß ich die Bougres selbst erschießen darf.“ — „Wie? Sie, ein Geistlicher wollen das?“ fragte der General erstaunt. — „Nun ja,“ erwiderte der Pfarrer, „denn nur in diesem Falle werde ich mich vor ihnen sicher glauben.“ Der General ließ es darauf nicht ankommen, denn der Schwarzrock sah aus, als könnte er Ernst machen, und bewilligte ihm lächelnd eine Sauve-

garde. — Die Tracht der Unterinntaler ist bekannt genug, da sie am meisten in das Ausland reisen, und Handel treiben. Die Teppichhändler, und die mit Handschuhen die Messen bereisen, sind meist von hier, wenn auch die Fabricate, die sie feil halten, im Pustertal und in andern Thälern gemacht werden. In Innsbruck sieht man sie häufig, wo sie sich als Dienstmägde und Hausknechte verdingen. Das Zierlichste an dem Anzuge der Erstern ist der zugespitzte Hut, von dessen oberm Ende ein sehr breites, schwarzes oder grünes Band mit goldenen Franzen besetzt, bis in den Nacken herabhängt. —

Sehr früh verließen wir Hall und genossen des Schauspiels der aufgehenden Sonne. Alle Bergspitzen waren leicht mit einem zarten Purpur gefärbt, der immer glühender wurde, und zu dem Grau der unbeleuchteten Seitenwände, und dem Schwarz der tiefern Gegenden, zauberisch abstach. Je mehr sich die Spitzen jetzt in Flammen hüllten, desto mehr zerfloß der Purpur, und überfluthete im eigentlichen Sinne des Wortes die ganze Riesenwand von Bergen und Felsen. Dann wurden die Spitzen rosenfarb, und das Feuer schwamm auf den Mittelgebirgen; bis endlich das klarste Sonnenlicht mit den bläulichern Lufttinten lasirt, die Spitzen einnahm, und die lieblichsten Rosen weit und breit ausschüttete. Dieses himmlische Farbenspiel begleitete uns lange Zeit, und hielt uns so gefesselt, daß wir erst wieder Augen für unsere nähere Umgebung hatten, als es einem gleichverbreiteten schönen Tage gänzlich gewichen war.

Der Weg war immerfort von Bäumen eingefast, und der grüne, breiter gewordene Inn rauschte zu unserer Linken. Hübsche Häuser lagen überall zerstreut. Zur Rechten schimmerten stattliche Burgen von bewaldeten Höhen. Das Thal verläugnete seinen anmuthigen Charakter keinen Augenblick. Vor uns, nicht fern mehr, schaute Freundsberg herab, die

Burg des weltgeschichtlich berühmten Hauptmanns Georg von Frundsberg, der sogar mit seinen Söldnern einen Zug nach Rom unternahm.

Dieser Anführer Freundsberg, Fronsperg, auch Frundsberg genannt, war eine merkwürdige Erscheinung jener Zeit, wo das Kriegführen wie ein Handwerk betrachtet, und daher ganz eigentlich „Kriegerhandwerk“ genannt wurde. Er war Herr zu Mindelheim, kaiserlicher Feldhauptmann, geb. 1475, gest. 1528. Er war treu und tapfer. Das Volk, das er unter seine Fahne gesammelt hatte, war auf das bunteste zusammengesetzt, und das bekannte Lager Wallensteins hatte in dieser Hinsicht nichts voraus. Auch ihm waren Alle mit unbedingter Liebe und einer rührenden Anhänglichkeit ergeben. Sie nannten ihn den „Landsknechtvater.“ Hier im Angesichte seiner Burg fielen mir ein paar merkwürdige Lieder ein, die man in Tyrol aufbewahrt hat. Das erste wurde von den Landsknechten zu des Helden Ehren gesungen, und mag oft hinter jenen Mauern erklingen seyn. Es enthält eine kurze Charakteristik des Ritters und seiner Mannen. Hier ist es:

Georg von Freundsberg
 Von großer Stärk',
 Ein treuer Held,
 Behielt das Feld.
 In Streit und Krieg,
 Den Feind niederschlug,
 In aller Schlacht
 Er legt Gott zu, die Ehr' und Macht. —
 Er überwand
 Mit eigener Hand,
 Venedisch Macht,
 Der Schweizer Pracht,
 Franzosen Schaar
 Legt nieder gar;
 Mit großer Schlacht,
 Die Päbstisch Bündniß zu Schanden gemacht,
 Der Kaiser Ehr' hat er vermehrt,

Ihr Land und Leut'
 Beschützt alle Zeit,
 Mit großer Gefahr
 Er sieghaft war,
 Ganz ehrenreich
 Man find't nicht bald, der ihm wär' gleich. —

Das andere Lied hat den edeln, mannhaften Ritter selbst zum Verfasser. Er dichtete es in Italien, und pflegte es bei traulichen Gelagen im Feldlager, mit seinen Hauptleuten zu singen:

Mein Fleiß und Müh' ich nie hab' gespart
 Und allzeit gewart
 Des Herrn mein
 Zum Besten sein,
 Gnad, Gunst verhofft,
 Doch's Gemüth bei Hof verkehr' sich oft.
 Wer sich zukauf, der lauft weit vor
 Und kommt empor,
 Doch wer lang Zeit
 Nach Ehren streit,
 Muß dannen weit,
 Das thut mir ant,
 Mein treuer Dienst bleibt unerkant.
 Kein Dank noch Lohn davon ich bring.
 Man wiegt mich ring
 Und ist mein gar
 Vergessen zwar,
 Groß Noth und Gefahr
 Ich bestanden hab'; was Freud' soll ich haben drob? —

Ehe wir nach Schwatz gelangten, erblickten wir einen Berg, rechts am Wege, der wie von Riesenmaulwürfen umgewühlt schien. Bald sahen wir auch Einfahrten und Gebäude; alles aber verlassen und öde. Dieß war einst das reiche Silberbergwerk von Schwatz, dem so viele Familien im Mittelalter, unter andern auch die Fugger in Augsburg Glanz und Macht verdankten. *) Jetzt ist es so unergiebig, daß die Kosten durch den Ertrag nicht gedeckt werden

*) Hans Fugger aus Hall, war der Erste, der durch den Bergbau zu großem Vermögen gelangte.

könnten. Nur ein einsames Pochwerk ist noch im Gange, das aus jenen Schlacken, die in früherer Zeit weggeworfen wurden, heutzutage das reine Metall zu Tage fördert. Es macht einen trüben Eindruck, und schien uns nicht merkwürdig genug, eine genauere Besichtigung davon vorzunehmen.

Schwatz ist eine freundliche Stadt, die sich an dem einen Ufer des Inns ausbreitet, während auf der andern Seite nur eine Reihe nicht sehr ansehnlicher Häuser, eine Art von Vorstadt bildet. Der erste Gasthof in Schwatz liegt am Inn, und hat gute Zimmer und Betten; in der Stadt, am Markt aber ist ein anderer, den ich nicht für schlechter halte. Ich habe in beiden übernachtet. Meine Zeche, für zwei Personen, betrug in dem erstern 2 Gulden 50 Kreuzer, während ich in dem zweiten genau für dasselbe einen Gulden 34 Kreuzer bezahlte. Man urtheile nun welcher von beiden den Vorzug verdiene.

Von Schwatz bis Straß bleibt die Straße eben, und die Gegend dieselbe. Hier öffnet sich das Zillerthal. Zwei Felsen, als seyen sie durch eine gewaltsame Revolution auseinandergerissen, bilden den Eingang in dasselbe. Straß präsentirt einen hübschen, hohen Kirchthurm, mit einem blank vergoldeten Kreuz auf der Spitze. Das Thal zeigt hier eine breite, ebene Fläche, die von grünen Mittelgebirgen begränzt wird, welche bis zu den Gipfeln angebaut sind. Hier sieht man Kornfelder in langen, wogenden Reihen. Der Ort Schlitters macht den Hintergrund, und lehnt sich an die Berge. Die Straße windet sich durch die Berge hin, bald auf- bald abwärts, und dieß hindert eine weite Fernsicht. Nach und nach rücken die Orte Fügen, Uderns, Ried und Zell hervor. Dann verengt sich das Thal, und wird rauher bis Mayrhof, von wo es sich in zwei Arme theilt, rechts bis nach Lahnersbach nach dem wilden und eingeschlossenen Duchs, links nach Brand-

berg am Fusse der schroffen Gerlos. An beiden Orten muſs man, um weiterzukommen, ſich vor dem Steigen und zuweilen halsbrechenden Klettern nicht fürchten.

Das Zillerthal gewährt einen überraschenden Anblick. Es iſt das freundlichſte, was wir bis jetzt in Tyrol geſehen haben. Ueberall begegnen uns lachende, gutmüthige Menſchen, grüſſend und plaudernd. Männer und Weiber ſind groſs; ein ſchöner Menſchenschlag. Wir wollen ſie an ihrem gröſten Feſttag kennen lernen.

V. Capitel.

Der Abend in Absam.

(Intermezzo.)

Es gehört nicht zum guten Tone, sich des Stellwagens nach Hall zu bedienen, die Gesellschaft ist darin ein wenig zu stark, was man in Deutschland gemischt nennt und unbegreiflicher Weise so sehr fürchtet. Da wir indess schon selbst sehr zahlreich waren, so konnten wir es, nach dem Ausspruch einiger Innsbrucker Freunde, getrost wagen, weil außer uns nur zwei bis drei fremde Passagiere noch Platz finden konnten. Und in der That trafen wir beim Einsteigen nur zwei: einen jungen hübschen Mann mit einem blonden Schnurrbart, der sich uns bald für einen Ungar zu erkennen gab, und einen ehrlichen Landbewohner der Gegend, der vom Markte in Innsbruck zu seinem Herde zurückkehrte.

Es war ein milder, stiller Spätsommerabend, und bald war es so finster, daß wir unsere Gesichtszüge nicht mehr sahen, und die Phantasie die anregende Beschäftigung erhielt, sich jedesmal das Bild des eben Sprechenden nach besten Kräften zu vergegenwärtigen. Eine solche Unterhaltung auf der Reise hat für mich stets einen eigenthümlichen Reiz. Ich bin nicht im Stande, zu schildern, welche Flüge und Sprünge ich dann in Gedanken mache. Ich be-

völkere gewöhnlich den innern Raum des Wagens mit ganz andern Personen, als sich eben darin befinden.

So konnte ich an jenem Abend ein junges Mädchen nicht los werden, das einen zwar flüchtigen, aber sehr interessanten Eindruck auf mich gemacht. Sie stieg einst in Brüssel Abends neun Uhr, da es auch stockfinster war, mit mir zugleich in die Diligence von Lafitte - Caillard — sie von rechts, ich von links — und weinte heftig. Ein sehr hübscher, schnurrbärtiger Jüngling stand, von der Hoflaterne vollständig beleuchtet, auf dem Schlage und hatte die Hand der Weinenden gefaßt. Beide sprachen nicht; sie weinte immerfort, und er blickte sie unverwandt an. Endlich rief der Conducteur dem Postillon das Losungswort der Abfahrt zu und warf, indem er zur Imperiale hinankletterte, einen tiefen Schatten auf den Jüngling, der ganz verfinstert sich einen Augenblick in den Wagen bog und ohne ein Wort zu sagen, das Mädchen heftig küßte. „Adieu, „Hector!“ hauchte sie, und das war alles. Er hörte es nicht einmal, denn wir flogen fort, und er war schon herabgesprungen.

Es herrschte Stille im Innern der Diligence. Vier Menschen schliefen fest, meine Nachbarin, so schien es, weinte still in sich hinein, und ich suchte mir die Geschichte zusammen, wodurch das Pärchen — offenbar zwei Liebende — für lange Zeit getrennt wurde. Sie mußte blond seyn und schlank, das Auge schmachtend; ich freute mich auf den Sonnenaufgang, der mir ihre ganze Anmuth enthüllen sollte. Die aufgehende Sonne beschien meine geschlossenen Augenlieder, denn ich war sehr fest eingeschlafen, und als ich in Landrecy erwachte, war meine Nachbarin bereits ausgestiegen, und ich sah sie nur noch in der Ferne am Arm eines hübschen jungen Mannes einen Hügel hinaneilen, auf dem ein freundliches Gebäude

stand. Einige schwarze Locken flatterten von ihrem Köpfchen; sie war klein und voll, ganz dem Bilde widersprechend, das ich mir von ihr entworfen hatte. Meine so schön erfundene romanhafte Geschichte der Nacht war mit einem Mal über den Haufen geworfen. Der Jüngling des vorigen Abends konnte ihr Bruder gewesen seyn, sie den Tod einer guten alten Tante beweint haben und nun mit dem ihr zugefallenen Erbtheil die Gattin desjenigen werden, den sie lange schon liebte und der sie in Landrecy im Hause ihrer Eltern erwartete. Diese Geschichte war so freundlich, wie der herrliche Morgen, der auf die Visitatoren herabschien, die in unsern Koffern herumwühlten. Für mich mußte aber das Schicksal meiner Nachbarin ein Räthsel bleiben, denn wir verließen Landrecy sogleich wieder, und ich bin seitdem nicht wieder hingekommen. — Auf dem Wege von Innsbruck nach Hall saß aber meine junge Brüsselerin wieder neben mir, und ich drückte, in diesem Traume befangen, einer hübschen jungen Frau, welche in der That meine Nachbarin war, vielleicht etwas zu theilnehmend die Hand und lispelte ihr zu: „Warum weinen Sie denn?“ worauf sie jedesmal mit einem gar anmuthigen Lachen antwortete. Inzwischen erzählte der Ungar vom neulichen Brande von Munkacz, ziemlich trocken referirend, ziemlich theilnahmlösen Zuhörern. Ich jedoch konnte unmöglich die schöne Gelegenheit versäumen, nach Munkacz zu reisen. Mit einer reizbaren Phantasie reist es sich billiger und schneller als mit jedem Dampfwagen. Ich war sogleich zur Stelle, und so glücklich, alle meine lieben Freunde mitzunehmen, denn neben mir stand die weinende Brünnette von Landrecy, und der fürchterliche Brand der schauerlichen Felsenveste röthete ihre lieblichen Züge. Schwarze Gestalten schossen durch die Flammen hin, wie es schien, nicht um Hab und Gut zu retten, denn daran dachte niemand,

sondern um zu jenen Felsenhöhlungen zu dringen, die tief unter dem Bette des Stromes sich ausdehnen, und dort die lebenslänglich Gefangenen von den schweren Ketten loszuschliessen und sie so lange in Sicherheit zu bringen, bis ihnen der neue Kerker gebaut seyn wird. Ich war im Begriff, in einen solchen Wasserkäfig mit hinabzusteigen. Da heulten plötzlich die Sturmglocken durch den nächtlichen Graus, ein ungeheures Mauerstück stürzte in den Felsenkrater hinab, und die gedämpfte Flamme zuckte aus den Oeffnungen des schwarzen Gemäuers. . . .

Der Stellwagen hielt; meine phantastische Maskerade war geendigt, und ich sah statt der geträumten Personen meine Innsbrucker Gesellschaft bei hoch empor gehobener Laterne aus dem Wagen kriechen. Alles war Traum gewesen, bis auf die Erzählung des Ungarn von Munkacz's Brand, die ich nur ein wenig grell staffirt hatte, und das Läuten der Glocken von Hall, die aber nicht Sturm, sondern das friedlich erquickliche Ave Maria verkündeten. Obgleich meine Träumereien zu dem Folgenden in keiner Beziehung standen, so hatten sie mir doch eine angenehme Empfänglichkeit dafür mitgetheilt.

Ich stand nun im Hofe des Wirthshauses zur Krone, über mir der gestirnte Himmel, im Angesicht des weissen, schroffen Salzberges, dessen malerische Formen der eben aufgegangene Mond mit höflicher Bereitwilligkeit im schönsten Lichte zu zeigen bemüht war.

Weder die Stadt Hall, noch die grossen, weiten, vom Wasser ausgehöhlten Säle und Galerien des Salzberges, waren jedoch das Ziel unserer Reise. Dieß fiel mir jetzt erst ein, als die Gesellschaft ohne Rast mich ans Weitergehen mahnte. Wir waren nämlich auf der Wallfahrt nach Absam begriffen, wo das jüngste Mirakelbild der heil. Jungfrau verehrt wird, welches zu Ende des vorigen Jahrhunderts,

unter Donner und Blitz, vom Himmel fuhr, und an dem Laden eines Hauses in Absam hängen blieb. Man sagt, es sey gekommen, um das Bild des Waldrast, dessen Ansehen abgenommen hatte, zu ersetzen. Wir kamen jedoch mit einer weltlichen Nebenabsicht hieher. Der Mondschein - Abend lud zur Fußspartie ein, und die Gesellschaft war so heiter gestimmt, daß man sich mit Recht viel Vergnügen davon versprach. Wir wandelten den Weg nach Absam; der Mond beschien die Straßse und „Ave Maria“ schallte von vielen Thürmen in den ringsumher verbreiteten Dörfern. Wir hielten an einer Wiese, die ein Wald umsäumte. Vor uns lag ein reinliches Bauerhaus, aus dessen geöffneter Thür die Flamme des Herdes leuchtete.

„Laßt uns bei dieser Hütte nicht theilnahmlos vorübergehen,“ sprach einer aus der Gesellschaft; „wir wollen hier dem trüben Andenken eines vaterländischen Künstlers einige gemüthvolle Augenblicke weihen. Sein schreckliches Schicksal wird nie aufhören, uns räthselhaft zu bleiben, denn jedes dahinrollende Jahrhundert zieht neue Lavarinden über das Leben Einzelner, und es ist Pflicht, sich ihrer zu erinnern, damit sie nicht ganz dahinschwinden.“ Meine Freunde sahen sich ernst und stillschweigend an; keine Neugier malte sich in ihren Blicken; man entdeckte sogleich, nichts Neues erwartete sie hier, sondern es galt nur, eine bekannte Rührung aufzufrischen. Man brachte eine Bank aus der Hütte und stellte sie unter einen mächtigen Nufsbaum, dessen Zweige Nacht verbreiteten und den lichten Wiesen-teppich mit stets wachsenden Arabesken verzierten, die ganz von der Laune des Windes abhingen. Auch die Bank, worin eine runde kleine Oeffnung sichtbar war, wurde von der Gesellschaft, ehe sie sich darauf setzte, mit stummer Theilnahme ein Weilchen betrachtet. Ich lehnte, in mich gekehrt, am Stamm

des Nufsbaums. Sey es, dafs man mich von allem unterrichtet wäunte, oder wollte man einen überraschenden Eindruck auf mich wirken lassen, niemand nahm sich die Mühe, ein Wort an mich zu richten. Ich bemerkte noch, dafs ein junger Mensch sich mit schnellen Schritten von uns entfernte und sich bald in den nahen Wald verlor; er war in einen Mantel gehüllt. Dann schlofs ich die Augen, um mich durch nichts stören zu lassen. „Gibt's hier „Wunder,“ sagte ich zu mir selbst, „so mögen sie „kommen, sie finden ein offenes, empfängliches Gemüth zu dieser Stunde!“

Bald hörte man eine Geige aus dem Walde. „O! „Göttlich!“ — „Eduard!“ — „Sie ist ächt!“ schallte es aus verhüllenden Shawls und Capoten, von einem herrischen St! unterbrochen. Ich horchte hoch auf. Das Geigenspiel war herrlich; nichts von jener eleganten Volubilität, nichts von jenem geisterhaften Arpeggio, jenem baroken Pizzicato, das heutzutage der stumpfsinnigen Menge Beifall entlockt; es war ein Adagio, so durch und durch Klage, so ganz getaucht in unendliche Wehmuth, wie Scarlatti, der Sage nach, es vorzutragen verstanden haben soll. Aber mehr noch als Vortrag und Composition erschütterte mich — der Ausdruck ist wahrlich nicht zu stark — der Ton dieser Geige. Armer Balzac! der du, um den Zauberklang einer Geige zu erklären, den röchelnden Sterbelaut eines alten Mütterchens hineinbannen liefsst! Ich will hier keine Erklärung wagen, aber sicher ist es, dafs eine Seele in diesem Instrumente wohnte, die ein grofser, kunstfertiger Meister, vielleicht als Theile seiner eigenen, hineinzubannen verstand.

Diese letzten Gedanken waren laut geworden, ich hatte sie unwillkürlich gesprochen; ich öffnete hier die Augen; die Saiten waren vom Abendthau verstimmt worden, und der Spieler stimmte sie aufs

Neue; die Gesellschaft rief Bravo und sah mich dabei an; mir war's, als ob auch meinem Ausruf der Beifall gelten sollte; aber die Geige schwieg nun, und der junge Mensch im Mantel trat aus dem Schatten der Waldbäume wieder auf uns zu.

Laute Lobeserhebungen empfingen ihn; er nahm freundlich dankend den Hut ab, und indem er sich die Stirne trocknete, sprach er: „Ihr Lob gebührt „nur der Geige; warten Sie, sie soll sich bedanken!“ Und nun suchte er recitativisch seinem Instrumente Töne zu entlocken, die wahrhaftig wie Dank klangen. Er wußte sie so geistreich zu beherrschen, wie ich dieß nie zuvor gehört hatte, obgleich ich alle unsere Virtuosen, alle Götter und Halbgötter unserer Concertabende von London, Paris und Wien zu kennen glaube.

„Und was ist dieß wohl für eine Geige?“ fragte mich mein Nachbar; „denn daß sie von einem namhaften Meister herrühre, werden Sie wohl gleich „gehört haben.“ — „Von dem Vortrefflichsten ist „dieß Meisterwerk!“ rief ich aus meiner Art von Begeisterung heraus, „und ich glaube nicht zu irren, „wenn ich sie für eine ächte Amati halte, wie sie der „wackere, hochbegabte Meister um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu Cremona verfertigte.“ — „Und „warum suchen Sie ihr Vaterland jenseits der Alpen?“ fragte mein Nachbar bedeutend, indem er um sich blickte. Die ganze Gesellschaft stand um uns her und hörte theilnehmend zu.

„Dieß ist ein Werk meines Großonkels, der in „jener Hütte sein Leben im tiefsten Elende, in der „härtesten Entwürdigung beschloß. Jener Wald hat „das Holz dazu geliefert, es ist von den Haselfichten, „die sich bis gen Gleirsch hinter den Salzberg erstrecken, und dieser Stock, den ich trage, mit dem „Hammer als Knopf, ist derselbe, womit mein armer
Groß-

„Großsohn jeden Stamm berührte, um mit seinem
 „feinen, wundersamen Ohre den Klang zu erforschen,
 „der in dem Holze schlief, bevor er ihn fällte.
 „Sehen Sie, mein werther Freund, so nahe sind uns
 „die Wunder, wir haben nicht Ursache, deßhalb die
 „Alpen zu messen. Aber diese Geige, worauf eben
 „mein Sohn spielte, ist in der That ein Wunder,
 „sie ist die herrlichste, die der alte Bewohner dieser
 „Hütte jemals geschaffen, und wenn seine andern
 „jetzt mit 3, 4 und 500 Ducaten bezahlt werden,
 „so hat diese einen unschätzbaren Werth; er nannte
 „sie seine Geliebte, er spielte selbst darauf, wenn
 „der entsetzliche Wahnsinn seine Fesseln ein wenig
 „lüftete; sie ist nie verkauft worden, sondern als
 „theures Erbstück in der Familie geblieben, worin
 „immer ein tüchtiger Violinvirtuose sich hervorthut.
 „Mein Sohn ist kein Stümper, wie Sie so eben ge-
 „hört haben. Ich aber bin der Hauptmann Stainer,
 „wie Sie wissen.“ — „Und dieß ist eine Stainergeige,
 „die dem Namen Ehre macht!“ — rief ich nicht
 ohne Beschämung. „Wie konnte ich nur beim Hören
 „dieses männlich reinen Tons an Amati denken?“ —
 „So setzen Sie sich her zu mir,“ sprach der Haupt-
 mann, „hören Sie Einiges von der wunderseltsamen
 „Geschichte des Mannes, der diese köstlichen Instru-
 „mente zu bauen verstand, so viel wir selbst näm-
 „lich davon wissen. Ein Theil derselben, und zwar
 „der wichtigste, ist vor unsern Blicken undurch-
 „dringlich verschleiert. Kommen Sie, setzen Sie
 „sich auf diese Bank, auch sie spielte eine Rolle in
 „dem verwickelten Drama seines Lebens.“ Und ich
 setzte mich zu den Uebrigen und der Hauptmann
 begann mit einer schönen Bassstimme zu erzählen;
 aber aus dem Walde glaubte ich zwischendurch
 immer die Geige zu vernehmen, uur leiser, gespen-
 sterhafter, so daß sie nicht störte, nur begleitete. —
 Es war wirklich ein recht abenteuerlicher Mond-

scheinabend, den ich nie vergessen werde! Die Erzählung des Hauptmanns aber lautete ungefähr so:

„Es sind nun fast zweihundert Jahre, daß ein kleiner Bube auf dieser Wiese die Gänse hütete, und dabei ein ganz klägliches Gesicht zog. Denn gerade daß er Gänse hüten mußte, war ihm so verhaßt. Ihr Geschrei machte ihn krank, er warf sich mit dem Kopf ins Gras, stopfte sich damit beide Ohren zu, und wälzte sich wie unsinnig umher. Nach langem Sollicitiren gelang es ihm, den Posten eines Kuhbirten bekleiden zu dürfen, und dabei befand er sich besser. Nicht nur das harmonische Geläute am Halse der Thiere machte auf ihn einen ungleich bessern Eindruck, sondern auch das tiefe, langausgehaltene Gebrüll erfreute ihn; dazu brauchte er nicht mehr auf der Wiese zu bleiben, er trieb höher hinauf in den Wald, der auch voll wunderlicher Stimmen und melodischen Getöns war, und am Felsen, wo das Echo schlief, blies er dann wohl irgend ein schönes Lied auf dem Schwegel, *) den er selbst geschnitzt und zu blasen erlernt hatte — Gott weiß nach wessen Anleitung! Nach dem die Knabenhjahre so vorübergegangen waren, trat er eines Tages mit freundlichen Blicken vor seinen Vater, als eben ein Trupp herumziehender Fiedler dort ins Wirthshaus ging, und bat ihn, er möge ihm erlauben, bei diesen Leuten Dienste zu suchen, er wolle sich dann schon selbst durchs Leben schlagen, und brauche seiner Hülfe fürder nicht mehr. Der alte Bauer aber ward ganz zornesroth im Gesichte. Er war zwar arm und mit Kindern gesegnet, und es ward ihm schwer, ihnen die volle Schüssel täglich hinzusetzen, aber um solchen Preis mochte er dennoch für keines von ihnen ausgesorgt haben. Mit harten Reden scheuchte er den jungen

*) Die Tyroler Pfeife, worauf die Schützenmärsche geblasen werden.

musikalischen Kuhhirten von sich, der aber dessen ungeachtet nicht aufhörte, seiner, wie es schien, angeborenen Neigung mit glühender Liebe anzuhängen.“

„Man wird stets darauf zurückgeführt, daß es mit dem, was wir Bestimmung nennen, seine vollkommene Richtigkeit habe. Der junge Bursche wufste die Aufmerksamkeit des Organisten im Ort auf sich zu ziehen, und dieser war zufällig ein eben so gescheidter als liebevoller Mann, und sagte zu dem alten Bauer eines Tages: „Seht, Stainer, Euer Jacob zeigt eine ungemeine Liebe zur Musik, ich beobachte ihn schon lange auf dem Chore. Er hat eine feine Stimme und ein treffliches Ohr. Gebt ihn mir, er soll mein Schüler werden. Wer weiß, ist er nicht einmal dazu berufen, nach meinem Tode zu Gottes Ehr' und Preis die Orgel in unserer Kirche zu spielen.“ Das war freilich ein anderer Vorschlag, als mit den wilden böhmischen Fiedlern zu ziehen, und der Vater hätte gewiß sogleich mit Freuden eingewilligt, wenn die Kühe und Kälber als hirtlosen Schaar hätten bestehen können. Alles, was für jetzt geschah, war, daß Jacob in den Abendstunden zum Meister Organisten gehen durfte, um von ihm den ersten musikalischen Unterricht zu empfangen. Nun aber zeigte sich zuerst etwas, das ans Wunderbare gränzte. Die Unterweisung im Violinspiele sollte beginnen, aber der wackere Lehrer hatte selbst nur eine schlechte Geige, und im ganzen Absam war vor 200 Jahren weiter keine aufzutreiben. Aber Jacob — das Wunderkind, würde man heute sagen — rückte mit einer selbst verfertigten hervor, die er nach vielfältigem Studiren und Beobachten während der Dauer eines langen Jahres im Walde beim Hüten des Viehes, und Nachts in der einsamen Kammer für sich geschnitzt und bezogen hatte, und die, so unvollkommen sie auch gewesen seyn mag, dennoch dem verständigen Organisten über die Fähigkeiten des jungen Menschen

genügendes Licht erteilte. Noch war das erste Jahr des Unterrichts nicht verstrichen, da trat dieser wieder zu dem alten Stainer und sprach: „Euer Jacob macht solche Riesenfortschritte, daß ich Euch wohlmeinend rathe, ihn bei der Musik zu lassen, und Euch in Innsbruck nach einem bessern Meister für ihn umzusehen, denn meine Weisheit wird bald zu Ende seyn. Besondere Geschicklichkeit zeigt er im Verfertigen der Geigen, wie er denn jene, worauf er spielt, ohne alle Anweisung ganz aus sich selbst gebaut und nach und nach vervollkommnet hat. Wie wäre es, wenn Ihr ihn dieser Kunst gänzlich sich widmen ließet? Sie nährt ihren Mann, und ist ehrenvoll. Ist es Euch genehm, so bring' ich meinen lieben Schüler selbst zu meinem Freunde Herz nach Innsbruck, dem kunstvollsten Meister unserer Zeit, der selbst für die heilige Grabeskirche zu Jerusalem eine Orgel gebaut hat.“

„Dem alten Stainer traten Thränen in die Augen. Orgeln bauen, die nur zum Lobe des Herrn und seiner Himmel die mächtigen Stimmen ertönen lassen, schien ihm ein höchst verdienstliches, frommes Werk, und nun gar ein Schüler des berühmten, verehrten Meisters Herz werden, das war ein Glück, woran er nie zu denken gewagt haben würde. Aber der Organist war ihm auch ein ehren- und vertrauenswerther Mann, und das Zeugniß, welches er seinem Sohne gab, so wie das Anerbieten, womit er es begleitete, ließen ihn an alles glauben, und er willigte mit Freuden ein. So wurde Jacob Stainer, der vom Gänsetreiber plötzlich Kuhhirt geworden war, vom Schüler des namenlosen, gänzlich unbekannten Organisten in Absam, Gehülfe des berühmtesten Orgelbauers, dessen Verbindungen sich über die ganze Erde erstreckten.“

„Der alte Herz gewann unsern Jacob bald so lieb, als wäre er sein eigener Sohn gewesen, nicht nur

wegen seiner Gelehrigkeit, sondern auch wegen seines heitern Gemüths und seines stillen Wandels. Allein eben diese väterliche Zuneigung war es, die ihn mit Sorgen erfüllte. „Jacob,“ sprach er, „ich bin nicht reich genug, um dir eine Zukunft neben denen zu sichern, deren Schicksal mir noch näher am Herzen liegen muß, als das deinige. Du weißt, daß ich viele Kinder habe. Du hast nun meine ganze Kunst inne, und wirst ein eben so geschickter Orgelbauer werden wie ich. Aber nur selten wirst du Gelegenheit haben, ein Werk zu liefern. Die Lust, Kirchen zu bauen nimmt täglich ab, und die bestehenden haben bereits ihre Orgel. Ich sehe ein, daß dieß Geschäft seinen Mann nur kärglich nähren wird. Wende dich daher zu kleinern Werken, welche in diesem Augenblick eben so großen Ruhm als Gewinn versprechen. Ich meine die Geigen, die jetzt durch hochbegabte Meister so sehr in Schwung gekommen sind, und in deren Verfertigung Cremoneser und Venetianer sich gleich hervorthun. Du wirst mich auf einige Jahre verlassen müssen, um die Geheimnisse und Kunstgriffe, die Akustik des kleinen Baues, das Verhältniß seiner einzelnen Theile an der Quelle selbst zu studiren. In Venedig lebt mir ein alter Gastfreund, ein wunderlicher Kauz zwar, aber ein sehr geschickter. Ein Brief von mir soll dir in seinem Hause Aufnahme verschaffen.“

„Kurze Zeit nach dieser Unterredung nahm unser Jacob einen herzbrechenden Abschied von seinem Wohlthäter, und zog, in seiner Tyroler Tracht, fort über die Alpen in die damalige Welthauptstadt Venedig. Erst nach mehreren Jahren kehrte er wieder zurück. Während er in Italien lebte, hatte er nur selten von sich hören lassen, und nur sein Wohlthäter Herz erhielt Briefe von ihm. Es hieß endlich, daß er auf dessen Wunsch plötzlich alle Bande zerissen habe, die ihn an jenes schöne Land gefesselt,

und dafs er nach Innsbruck gekommen sey, um sich im Vaterlande niederzulassen. Es war auch wirklich nach seiner Ankunft, als er durch seines alten Meisters Vermittelung eine wackere Jungfrau, Margarethe Holzhammer, heimführte. Aber welche Veränderung war mit ihm vorgegangen!“

„Aus dem Hirten von Absam war zwar ein großer und weltkundiger Meister geworden, der durch seine Kunstwerke, die Geigen, mit den ersten und vornehmsten Männern jener Zeit in naher Berührung stand; aber statt der frischen Farbe seiner Wangen, des jugendlichen Feuers seiner Augen, war Blässe und Mattigkeit darüber verbreitet, und ein langsames Siechthum schien sein Inneres zu verzehren. Seine Frau gebar ihm drei Töchter und einen Sohn, sie war tugendhaft und ihm ergeben, eine wackere Hausfrau, die ihn pflegte und seiner mit Liebe wartete. Der Erzherzog Ferdinand Karl ernannte ihn zu seinem Hofgeigenmacher und erzfürstlichen Diener, und Kaiser Leopold I liefs ihm darüber das Diplom ausfertigen, welches wir noch in unserer Familie bewahren. Es lautet vom 28sten October 1658. Aber alles dieses, Kunstfertigkeit, daraus entspringender Wohlstand, Ruhm und Ehre und häusliches Glück, Dinge, die in solchem Verbande jeden andern Sterblichen beneidenswerth hätten erscheinen lassen, konnten ihn, den durch unbekannte Macht tief Gebeugten, nicht erheben. Man wandte sich mit Bedauern, und nicht ohne ahnungsvolle Schauer zu empfinden, von seinem Anblick weg; niemand suchte seine Nähe, es war, als ob ein schreckliches Geheimnifs, ein mächtiger Fluch darin brüte. Und der Arme fühlte es, denn immer blässer wurde sein Gesicht, immer tiefer sank sein Auge, immer schrecklicher malte sich eine verzweifelte Schwermuth in jenen einst so heitern, offenen Zügen. Eines war allen seinen Freunden klar geworden: er hatte des Menschen kostbar-

stes Eigenthum, seine Seelenruhe, in Italien eingebüßt; er hatte sein Tyrolergemüth dort verwechselt gegen den finstern Sinn der Italiener; denn einsiedlerisch lebte er in seinem Hause, nicht um Andere zu ergötzen spielte er auf seinem herrlichsten Instrumente, sondern im finstern Gemache, bei dicht verhängten Fenstern; keinem Lehrling oder Gesellen offenbarte er seine kostbaren Geheimnisse. Allein, in früher Morgenstunde stieg er hinauf in den Bergwald, dort wufste er durch Anschlagen mit dem Hammer volltönendes Holz zu finden, das ihm zur Verarbeitung tauglich schien; dann liefs er den gefällten Baum in seine Wohnung bringen, und zerschnitt ihn, und machte Geigen daraus. Niemand weifs, wie er es mit dem Trocknen gehalten, wie er seinen Hals ansetzte, wie er seine Stege bereitete, wie er zusammen leimte, nach welchen Berechnungen er im Innern des Bauches seine Constructionen machte; niemand kennt genau seine Verhältnisse und die Kunstgriffe, die er anwandte, um seinen Instrumenten jenen Ton, jene Reinheit, jene edle Männlichkeit zu verleihen, wodurch sie sich vor allen andern, nach 200 Jahren noch, auszeichnen, und dem Kenner und Virtuosen so werth erscheinen.“

„Bald ward es dem finstern Manne, der nun auf der Höhe des Lebens und seiner Kunst zu stehen schien, in der Hauptstadt zu lebendig, seine Schwermuth war so gestiegen, dafs ihm nur die Einsamkeit des Geburtsdörfchens noch wünschenswerth vorkam. Er übersiedelte nach Absam; diefs veränderte nichts in seinem äufsern Leben, als dafs er noch stiller und schwermüthiger wurde, wie bisher.“

„Man sagt, dafs er eines Abends eine Einladung erhielt, in einem Hofconcerte mitzuwirken, worin sich eine berühmte wälsche Sängerin hören lassen sollte. Kurz nach dem Beginn ihrer Arie, als sie die Kraft ihrer Stimme entfaltete, sanken unserm

Jacob Stainer Geige und Bogen ans der Hand, und mit einem starren Blicke nach der Fremden und einem fürchterlichen Schrei fiel er zusammen. Man hielt dieß für eine plötzliche Krankheit, und entfernte ihn aus dem Concertsaale. Noch in derselben Nacht aber kam der fürchterliche Wahnsinn über ihn, der bis zu seinem Tode nur auf kurze Intervallen von ihm wich, und dann nur einem stumpfsinnigen Zustande Raum liefs, der fast noch schrecklicher anzusehen war, als die wildesten Ausbrüche seiner Wuth, die am Ende durch geeignete Zwangsmittel doch gebändigt werden konnten. — An diese Bank, worauf wir sitzen,“ — hier sprangen Alle unwillkürlich auf — „ward er dann fest gekettet,“ fuhr der Hauptmann fort; „durch dieses Loch lief die Fessel, die seine gewaltsam wilden Bewegungen in Schranken hielt, und ihn an die Wand der Hütte bannte. . . .“

Es war eine lange Pause entstanden; eine stille Wehmuth hatte sich unsrer bemächtigt; Alle betrachteten die Bank, woran der wahnsinnige Meister vor zweihundert Jahren geschmiedet war, mit großem Interesse. „So lebte Jacob Stainer noch viele Jahre,“ fuhr der Erzähler fort. „Oft in stillen Augenblicken nahm er eben jene Geige, worauf mein Sohn vorhin spielte, und stieg damit in den Wald hinauf. Tage lang hörte man ihn dann bald in wilden Läufen, bald in schmelzenden Weisen. Es hat sich die Sage bei uns erhalten, daß nichts dem Ausdrücke gleich zu kommen im Stande sey, den er in sein Spiel zu legen wufste. Aber stets still und in sich gekehrt blieb er dabei, seine verfallenen Gesichtszüge schienen theilnahmlos für alles, sein starres, schwarzes Auge blickte stets vor sich hin, und bemerkte nichts von dem, was ringsum sich begab; weder Speise noch Trank war ihm dann Bedürfnis, und er, der am Morgen, rasch vom Lager springend, in den Wald

gerannt war, kehrte Abends, mit vom Thau genäfstem, herabhängendem Haar, die Geige unter dem Arm, in die Hütte zurück und suchte wieder still das Lager, ohne eine Labung zu begehren oder ein Wort an seine trauernde Familie zu richten, die ihn beständig umgab und aus der Ferne beobachtete. Wenn ihn jedoch diese tiefe Schwermuth so riesenhaft übermannte, daß sie mit glühender Kraft ihm ins Hirn stieg, dann theilte er sich mit, und das, was der stille, tiefere Schmerz sorglich in seinem Innern zu verbergen bemüht gewesen war, brach dann mit dämonischer Gewalt hervor. Dann heulte er seine finstern Klagen aus der zerrissenen Brust und verwünschte sein Geschick. Es ist fürchterlich, zu denken, daß das, was wie Raserei aussah, vielleicht der Moment des rückkehrenden Bewußtseyns war. Statt ihn anzuketten, den armen Mann, hätte vielleicht ein lindernder Trost ihm in die Seele träufeln sollen; vielleicht wäre eine Reise nach Italien ihm heilend gewesen, ein Bad, Zerstreuung, Entfernung aus seinen häuslichen Umgebungen. Wer vermöchte das jetzt zu bestimmen!“

„So wurde aber dieser Zustand der einzige Dolmetsch seines unverständlichen Innern, denn niemand aus seiner Familie dachte damals daran, durch eine Reise nach Italien oder genaue Nachforschungen sich nähere Aufschlüsse zu verschaffen.“

„Wir wissen auf diese Weise, durch Stainer selbst, von seinem Aufenthalt in dem Hause seines Meisters Pietro Vimercati in Venedig und seiner schönen Tochter Chiara. Ihr zu Ehren hatte er sein trefflichstes Kunstwerk, seine Lieblingsgeige, Chiara genannt, und er behauptete, daß es seinem Scharfsinne, unter dem Beistand unsichtbarer Mächte, die er darum angefleht, gelungen sey, ihr die Stimme, ja die Seele von Chiara Vimercati einzuhauchen — „und“ — setzte er dann wildlachend hinzu, — „meine hölzerne Chiara hat nun mehr Seele

„wie sie!“ Meister Pietro war ein wüster, böser Mann, dem Spiel ergeben, voll hitziger Leidenschaften, der jetzt in seinen alten Tagen gern trank und die Sorge für's Haus gänzlich dem wackern, fleißigen Gehülfen aus Tyrol überliefs. Der hohe Preis, der für die von ihm gefertigten Instrumente bezahlt wurde, war indess nicht hinreichend, um den theuern Chier in ungeheuern Massen für den Alten herbeizuschaffen, noch die Putzsucht der Tochter zu befriedigen, welche nur zu oft den ganzen Erlös mehrwöchentlicher Arbeit auf den Rialto trug, um das geprägte Gold sogleich in verarbeitetes, in Ketten, Spangen und Nadeln umzusetzen. Jacobs angestrengtester Fleiß genügte endlich nicht mehr allen diesen Bedürfnissen, und er mochte wohl nicht undeutlich seinen Unwillen darüber zu erkennen gegeben haben. Der alte Pietro, um ihn für immer an sein Haus zu fesseln, bot ihm die Hand seiner Tochter an, und Chiara ward Jacobs Braut. Es scheint allerdings, nach dem, was uns nach des Unglücklichen Selbstgesprächen überliefert worden ist, daß die Schönheit Chiara's und mehr noch der himmlische Ton ihrer Stimme einen tiefen Eindruck auf sein empfängliches Gemüth gemacht; aber unenthüllt bleibt es, wodurch es sich von diesem Gegenstande seiner Neigung so plötzlich abgewendet habe. Chiara's Putzliebe und Verschwendungssucht mochten wohl mit andern verderblichen Eigenschaften zusammenhängen, und Jacob gab sie — gewiß nach langem Kampfe — auf. Er erklärte seinem hoffnungsvollen Schwiegervater seinen Willen, in die Heimath zurückzukehren. Man kann sich denken, wie er damit aufgenommen wurde. Seit diesem Augenblick war seines Bleibens nicht mehr in Venedig. Bald von zudringlichen Liebkosungen bestürmt, bald von Haß verfolgt, endlich sogar an seinem Leben bedroht, brachte er noch einige Zeit dort zu, seinen Verpflichtungen nachkommend und einen günstigen

Augenblick zur Flucht erwartend. Mit heftigen Angstgebärden soll er oft diesen letzten Theil seines Aufenthalts in Venedig seinen Angehörigen geschildert haben, er sprach davon, daß man mehrmals Zauberei gegen ihn angewandt habe, daß er oft in tiefen Schlaf gefallen sey und dann beim Erwachen eine Kette von Haaren, der Farbe nach Chiara's, in seltsamen Knötchen um seinen Hals geschlungen gefunden, die er mit Abscheu abgerissen und weit von sich geworfen habe, um dann wieder freier athmen zu können. Alles dieses bestärkte damals den Glauben an einen sogenannten Liebestrank und ähnliche Zaubereien, deren man sich in Italien bedient haben soll. Daß man sich solche Versuche erlaubte, scheint außer allem Zweifel, daß ihnen jedoch nicht allein Jacobs Gemüthsverwirrung zuzuschreiben ist, kann wohl mit eben solcher Gewissheit behauptet werden. Er entfloh aus Venedig. Die Beunruhigungen, die er im Hause Vimercati's in letzter Zeit erfahren hatte, nun gesteigert durch die Ungewissheit seiner Lage, geleiteten ihn bis in die Heimath. Hier aber wollte er alles vergessen, oder vielmehr ein längst entschwundenes Bewußtseyn wieder neu in sich erwecken. Es sollte wieder so seyn, wie es einst gewesen, als er noch still ergeben, ohne andere Wünsche, als die bescheidensten, einem angebornen, glücklichen Triebe gehorchend, in des wackern, deutschen Meisters und väterlichen Freundes Haus arbeitete und wirkte. Er wollte die verzehrende Leidenschaft, die ihm aus Italien gefolgt war, wie ein unsichtbares Band, das ihn noch immer an Venedig fesselte, gewaltsam trennen; er führte ein einfaches, sanftes Geschöpf zum Altare, das weder so heiß liebte, noch so schön sang, noch so reizend aussah, wie Chiara Vimercati. Und diese Gattin gebar ihm Kinder, und er verdoppelte seinen Fleiß, um Unterhalt zu schaffen und einen nothdürftigen Wohlstand um sich zu verbrei-

ten; denn die Zechinen Venedigs wurden nicht so bereitwillig in Innsbruck gezahlt, wenn gleich derselbe Meister dieselbe Arbeit dafür lieferte.“

„Gegen die überhandnehmende Schwermuth mit Macht ankämpfend, glaubte Stainer noch das Letzte thun zu müssen, um sich ganz der Gegenwart zu entrücken und in eine glücklichere Vergangenheit zu erheben. Er zog nach Absam, in die Hütte, wo er das Licht der Welt erblickt hatte. Hier wuchs sein stiller Gram, seiner Umgebung ganz unverständlich; hier begann sein trostloses Spiel auf seiner geliebten Geige, die er Chiara nannte; aber noch war seine Thätigkeit nicht ganz erloschen. Gebeugten Hauptes und keuchend stieg er im Wald umher, sein Holz suchend, wie es geschehen einst in gesunden Tagen. Es läßt sich nicht voraussagen, welch' ein Ende dieß genommen haben würde, ohne die gewaltsame Erschütterung, die jenes erwähnte Concert herbeiführte. Vielleicht würde ein plötzlicher Tod, vielleicht ein Selbstmord ganz unvermuthet seinen Tagen ein Ende gemacht haben, eben so räthselhaft seiner Familie, als sein ganzes Leiden ihr war. Aber das Concert führte eine andere Krise herbei. Ob die Sängerin an jenem verhängnißvollen Abende Chiara selbst gewesen, ob er bloß durch eine Aehnlichkeit getäuscht worden sey, oder ob eine ganz Fremde, Unbekannte in dem Nervenschwachen mit einem Male das Bild der Entfernten hervorgerufen, dieß ist unerklärt geblieben. Hier den Zusammenhang näher bezeichnen zu wollen, hiesse einem talentvollen Dichter vorgreifen, der es vielleicht einst unternimmt, aus den tragischen Schicksalen meines armen Großsohns nach den Bedürfnissen der Lesewelt eine Novelle zu machen.“ *)

*) Herr Doctor Schüler in Innsbruck hat Jacob Stainer zum Gegenstande einer interessanten Novelle gemacht, die in den Alpenrosen aus Tyrol, 2. Jahrg. abgedruckt ist. Nach dieser ist ein Schauspiel verfertigt worden, das jedoch ohne allen Werth ist.

Als der Hauptmann mit diesen Worten seine ungeschmückte Erzählung geschlossen hatte, liefs sein Sohn Chiara's Saiten wieder ertönen. Ein schmelzendes Nachspiel erhöhte den Effect des Ganzen. Diefs war ja die Hütte, diefs die Bank, diefs seine geliebte Geige, seine Familie noch — in dieser Umgebung, mit diesen Requisiten war eine wunderbare Wirkung leicht hervorzubringen.

Wir erhoben uns schweigend und folgten dem Hauptmanne hinter den Häusern des Ortes hin, durch thauiges Gras, zur Stätte, wo Jacob Stainers Denkmal von der Mauer des Kirchhofes auf uns niederblickte. Es war einfach; eine weisse Marmortafel, mit den Emblemen des Todes umgeben, enthielt die übliche Anzeige für die Nachkommen. Wir ordneten uns davor im engen Halbkreise, beschränkt durch die im Mondschein blinkenden Kreuzchen der hier ausruhenden Absamer. Hierauf stimmten Einige, so stehend, einen schönen Gesang an, dessen Worte:

„Hier liegt mein Leib, und der ist todt,
Meine Werk' die leben und loben Gott!“

von Jacob Stainer selbst als Grabschrift für seinen Meister Herz einst verfaßt worden waren. Chiara's reiner Ton führte die Stimmen und begleitete den Gesang. „Göttliche Chiara!“ rief ich dazwischen aus. Eine kleine blonde Dame von sehr reizbarer Empfindlichkeit wollte mir das verweisen. „Und wenn er „auch darüber zu Grunde gehen müssen,“ rief ich, „so war doch Chiara der Engel seines Lebens! „Warum wollte der arme Thor ihr Bild aus seinem „Herzen verdrängen? Warum währte er, ihre Seele „mit ihrem Ton in diese Geige zaubern und so seine „Seligkeit mit sich forttragen zu können? Gebannt „in das schwere Joch der Sorgen, sehnte er sich „hinaus in die goldene Welt der Freiheit, worin er „seine Jugend verträumt hatte. Mit dieser Sehnsucht

„wuchs seine Schwermuth, bis ein boshafter Augen-
 „blick ihm die verscherzte Glückseligkeit noch ein-
 „mal zeigte, sie ihm als unwiederbringlich verloren
 „zeigte! Die Sängerin war nicht Chiara — sie war
 „fern — fern — sonst würde sie ihn gewiß getröstet
 „haben, sie — die er verlassen!“

Wir verliessen jetzt den Kirchhof. Im Wirthshause war es noch sehr lebhaft, wie wir anlangten. Es war noch lange nicht daran zu denken, sich dem Schlaf in die Arme zu werfen.

Ich saß in einer Ecke und liefs — so aufmerksam mich sonst solch' ein Treiben erhält — alles ganz unbeachtet an mir vorübergehen und dachte immerfort an unsern mittelalterlichen Violinspieler, indem ich ihn mit einem Wundermann unserer Tage in Rapport zu setzen suchte, der jedoch von keiner Liebe beseelt ist, als von der zum Gelde, dessen Räthselhaftigkeit allein in dem weiten, langen Rocke und den struppigen Haaren steckt, der übrigens auch keine Geigen baut, die man noch nach Jahrhunderten bewundern wird, und dessen Gestirn wir, die wir es aufgehen sahen, allgemach auch untergehen sehen werden. Unser deutscher Jacob Stainer aber, der große Meister (etwas Stolz ziemt uns auch wohl einmal), gab keine Concerte um's Geld, und lebte allein mit seinem ungeheuern Schmerze, von dem er kleine, beseligende Partikelchen in ruhigen, glücklichen Stunden in die Fugen seiner Instrumente goß; denn was hätten alle seine Berechnungen gefruchtet, die sich ja nachweisen und nachrechnen lassen, wenn nicht seine wundersam zerrissene Gemüthsstimmung das Unnachahmliche hinzugezaubert hätte. — Und so verdankte ich meinem lieben Tyrol auch diesen Abend, diese Bekanntschaft. Ja wohl, Recht hat der „Weiskhünig,“ von Tyrol sprechend: „Dieser rauhe Bauernkittel, in dessen Falten man sich aber Hände und Herz gar wohl erwärmen mag!“ — —

VI. Capitel.

Z i l l e r t h a l.

Das „Volk“. — Menschenschlag. — Kleidung. — Die Zillerthaler in der Fremde. — Separatisten. — Tanzwuth und Lust. — Duchs. — Die Rainer und Leo. — Der Actuar des Landgerichts. — Die schöne Duchserin. — Ein Volkslied. — Raufer. — Aristokratenball. — Das Goldbergwerk. — Des alten Bergmanns Abenteuer. — Die Hütte der Blinden. — Der Bauer und der Bock. — Widderstossen. — Aushopsen. — Mineralien und Gebirgspflanzen. — Die Lage Zells. — Landschaftsmaler. —

Die Kirchweih im Zillerthale ist die lustigste in ganz Tyrol; sie wird im Hauptorte Zell gehalten, am Sonntage nach Mariä Geburt, und wer es so einrichten kann, versäume nicht an diesem Tage dort zu seyn. Eine Gesellschaft junger, fröhlicher Männer aus Innsbruck, die sich selbst scherzweise nur „das Volk“ nennen, unternehmen oft Excursionen, spielen den Bauern zum Tanz auf, und sind ihnen die willkommensten Gäste. Wenn sich dieses „Volk“ in einem Thale blicken läßt, so schicken oftmals Gemeinden Deputationen und Wagen, um sie einzuladen und abzuholen, so sehr sehnt man sich nach ihrer guten Tanzmusik, und so gern sieht man lustige Gäste einkehren. Diese Gesellschaft besteht aus Beamten, Aerzten und andern gebildeten Leuten, und führt nicht nur ihre Tänze *en perfection* aus, sondern jodelt auch ganz ausgezeichnet. Auch sie fehlt nie bei dieser Gelegenheit im Zillerthale.

In Tyrol selbst werden die Zillerthaler für die schönsten gehalten, nur den Passeyrern wird eine grössere Kräftigkeit zugestanden. Dieß gilt jedoch nur von den Männern. Die Weiber im Zillerthale sind zu kolossal, um schön genannt zu werden, die Brüste hängen wie bei den Weibern von Mangermannskraal in Afrika tief herab, und werden durch ein eignes Brusttuch, gleich wie in einer Schlinge, gehalten. Die Jacken werden dabei tief ausgeschnitten getragen, und diese Mode ist wahrhaft widerlich. Der lange, faltige Rock reicht bis unter die Brust hinauf, und eine dicke Wulst sucht zwischen dieser und den Hüften ein richtigeres Verhältniß herzustellen. Jacke und Rock sind von einem dunkelblauen Zeuge, und das Brusttuch ist schwarz. Auf dem Kopfe trägt die Zillerthalerin einen Männerhut, mit niedrigem, rundem Kopfe, und einem schmalen, etwas herabhängenden Rande, der bei weitem nicht so zierlich ist, wie der Spitzhut der Unterinnthalerin, oder der grüne Scheibenhut, den man in der Gegend von Botzen trägt. Die Tracht der Männer ist kleidsamer; sie ist durch die vielen Zillerthaler, die singend und handelnd überall hinreisen, in ganz Deutschland bekannt genug. Auch hier sind die vorherrschenden Farben dunkelgrau und schwarz, und dieß gab dem recht fröhlichen Getümmel bei der Kirchweihe einen schmutzigen Anstrich, als wäre alles bei starkem Regen lange im Freien gewesen; dieß macht besonders auf den, der die bunten Trachten der südlichen Thäler zu sehen gewohnt ist, einen unangenehmen Eindruck.

Die Gesichtszüge der Zillerthaler sind schön; sie zeigen Offenheit und Gutmüthigkeit. Ihre Farbe ist gewöhnlich lichtbraun, und ihre besondere Zierde sind wohlgeordnete, sehr weiße Zähne. Sie geben vor, daß sie dieß einem besonders zubereiteten, weißen Pech verdanken, Käupech genannt, welches
hier

hier Männer und Weiber beständig kauen. Ich glaube schwerlich, daß dieses Zahnconservativ ausser dem Zillerthale Eingang finden würde, da es einen höchst widerwärtigen Geschmack hat, und Uebelkeiten verursachen kann. Schöne Zähne gehören übrigens in Tyrol zu den Seltenheiten. Im südlichen Theile mag die gewöhnliche Nahrung des Landmanns, die nur aus geräuchertem Fleische, nie aus frischem, und aus hartem Brode, wie Schiffszwieback, besteht, viel dazu beitragen. Auch ist in mehreren Gegenden das Trinkwasser schlecht, und die starke Säure des schlechtesten, jungen Weines, der auf dem Land in Massen getrunken wird, zerstört wohl auch den Schmelz der Zähne. Auffallend ist es auch, daß der Gebrauch die Zähne zu putzen, in Südtyrol fast gar nicht üblich ist. Selbst Städterinnen, die recht sorgfältig darauf bedacht sind, ihre Reize ins rechte Licht zu setzen, vernachlässigen diesen so erheblichen Theil derselben. Als ich einst einem jungen, hübschen Mädchen ein Compliment über ihre weissen Zähne machte, die in jener Gegend der Seltenheit wegen doppelt auffielen, und zu wissen wünschte, welches Zahnpulver sie anwende, lachte sie laut und versicherte: gar keines; auch nehme sie nur selten Wasser in den Mund, und könne daher nicht sagen weshalb sie weisere Zähne als Andere habe. Das klingt zwar etwas chinesisches, wo man bekanntlich sich der weissen Zähne schämt und sie schwarz färbt, ist aber dennoch der strengsten Wahrheit getreu.

Die Zillerthaler wissen, daß sie ein schöner Menschenschlag sind, und suchen daraus Vorthail zu ziehen. Ich habe in grossen Städten oft diese Naturmenschen mit rothen Backen und strotzender Gesundheit ankommen sehen, die nach Verlauf von einigen Wochen ganz das Ansehen von Leuten hatten, die nach dem gewöhnlichen Ausdruck zu viel mitmachen. Es waren oftmals Handschuhhändler, die mit den

vornehmsten Damen, schon ihres Geschäfts wegen, in Berührung kamen. Mir fielen jene aufgeputzten, arabischen Jünglinge ein, die ihrer Ausdauer und männlichen Schönheit wegen in London so beliebt sind, und von denen uns Doctor Adrian, wie ich glaube, in seinen englischen Skizzen erzählt. — Die Zillerthaler besitzen einen hohen Grad gemüthlicher, naiver Dreistigkeit, die sie vor den andern Tyrolern vortheilhaft auszeichnet; dieß bestimmt sie denn auch häufiger auszuwandern, und im Auslande Verbindungen zu schliessen. Man trifft sie in aller Herren Ländern, und niemand nimmt ihnen das „Du“ übel, womit sie jeden anreden, und ihr ungezwungenes Benehmen. Jedoch muß ich bekennen, daß ich mich oft überzeugte, wie dieß alles nur aus einer wohlberechneten Koketterie entsprang, und Alle, die vielleicht dieselbe Bemerkung zu machen Gelegenheit hatten, mögen nach solchen Tyroler Exemplaren in der Fremde nicht die in ihren heimathlichen Thälern beurtheilen, und noch dazu in jenen trauten, abgeschlossenen, wo man sich anfänglich scheu vor dem Fremden verbirgt, wovon in dem offenen, ebenen Zillerthale freilich keine Spur anzutreffen ist. In Italien reiste ein Zillerthaler umher, ein auffallend schöner Mann, der sich auf den Pferdehandel versteht, dabei aber noch den Kunsthandel treibt, und sich mit was ihm vorkommt abgibt. Er hat bei allen Fürsten Audienz, so oft er will; der Großherzog von Toscana empfiehlt ihn dem Papst, und dieser dem Könige von Neapel. Erst im vorigen Sommer kehrte er mit Schätzen mancherlei Art nach seiner Heimath zurück. Der Papst hatte ihm einen heiligen Leib geschenkt, wie sie, aus den Gebeinen der Katakomben zusammengesetzt, in Kisten gethan und mit Certificaten versehen werden, um fromme Gläubige zu beglücken. Unser Zillerthaler hatte seine Kiste auf dem Wagen gepackt, und hielt unter dem Geläute

der Kirchenglocken, von der Geistlichkeit und dem Volk empfangen, mit seiner heiligen Bürde, einen solennen Einzug in das Dorf seiner Väter. —

Am Sonntage früh trafen die Kirchweihgäste von allen Seiten in Zell ein. Unsere Gesellschaft hatte aus Vorsorge die besten Zimmer bei dem „Bräu“, dem vorzüglichsten — aber auch theuersten — Wirthshaus eingenommen. Doch muß man die Zeche an solchen Tagen nicht als Maßstab für ruhige Zeiten gelten lassen. — Wir begaben uns zuerst in die Kirche, wo ein und derselbe Geistliche Messe lesen und die Predigt halten mußte, eine — für den nicht mehr jungen Mann — überwältigende Anstrengung. Ich war überrascht hier einen sehr guten Kanzelredner zu finden, und äußerte darüber mein Befremden gegen einen Freund, der mir die Sache auf folgende Weise erklärte. In allen diesen an das ehemalige Salzburg angränzenden Thälern gibt es eine Menge von Separatisten, die sich durchaus nicht zum Katholizismus bekennen wollen. Was auch die Regierung bis jetzt versucht hat, so waren sie weder durch Milde noch durch Strenge dahin zu bringen. Besonders ist ihre Zahl im Zillerthale groß, wo die Leute, durch das stete Reisen in protestantische Länder, noch beharrlicher gemacht werden. Seit dem Jahre 1830 haben sie bedeutend zugenommen, und sollen sich nun bis auf 600 belaufen. Sie haben der Regierung den Wunsch zu erkennen gegeben, daß sie insgesamt Protestanten werden wollten, solches ist ihnen aber abgeschlagen worden. Man hat es ihnen freigestellt nach andern Provinzen des Kaiserstaates überzusiedeln, wo Protestanten leben, dieses ist jedoch von ihnen nicht angenommen worden. Da sie also ihre Heimath nicht verlassen wollen, so leben sie hier außer dem kirchlichen Verbande, und da sie einen Gottesdienst nach ihrer Weise nicht üben dürfen, auch gänzlich ohne diesen. Ihre Kinder werden

nicht getauft, ihre Ehen nicht eingeseget; dabei sind es aber sehr ordentliche Leute, über die nie Klage geführt wird, und die Regierung will nicht durch Strenge dieser Ungewöhnlichkeit steuern. Um sie aber nicht weiter einreißen zu lassen, und den jetzt noch treuen Anhängern der Religion, worunter immer einige unruhige und schwindelnde Köpfe vermuthet werden müssen, keine Ursache zum Abfall zu geben, bemüht sich die Behörde stets einen wohlunterrichteten, aufgeklärten und erfahrenen Geistlichen zu dieser Pfarre zu befördern, und ein solcher war auch der Prediger, der mein Befremden erregte. Ein Original, wie ich es manchmal in Südtirol kennen zu lernen Gelegenheit hatte, würde hier leicht unangenehme Scenen erregen. —

Bei Tische ging es ziemlich lärmend zu. Es wurde an verschiedenen Tafeln gespeist; die Gesellschaft war die gemischteste, die man sich denken kann. Noch saßen wir aber alle beim Braten, als über uns ein Tumult losbrach, wie wenn das Haus einstürzte. „Aha, der Ball beginnt!“ sagte lächelnd mein Nachbar; man kann leicht denken, daß ich Braten und alles im Stiche ließ, um mich auf den Tanzboden zu begeben.

Es ist ein ganz eigenes, kräftiges Element in diesen Tyrolern eingezwängt; und es ist wunderbar, wie es sich so einzwängen läßt. Man sehe diese Menschen arbeiten oder tanzen, singen oder raufen; wir haben in den Ebenen keine Ahnung davon. Nur wenige Wochen darauf sah ich einer Kirchweihe in Schwaben zu; die Leute waren sehr lustig, denn der Wein war über die Massen gut gerathen, und sie tranken ihn im eigentlichen Sinne bis zum Zerplatzen. Sie hatten schmutzig gelbe lederne Inexpressibles an, dazu schwarze Strümpfe, und weiße Nachtmützen auf; die Röcke waren ausgezogen worden, und sie tanzten in Hemdärmeln, die nicht mehr weiß genannt

werden konnten. Wie einförmig sich das drehend hinschleppte! Und nun hingegen die Zillerthaler! Noch stimmten die Musikanten, aber die Tänzerpaare zogen schon hinter einander her, dichtgeschaart im kleinsten Raum, und strampften, und drehten, und machten Luftsprünge, und jauchzten dabei, daß man sich ihre Lustigkeit wohl denken konnte, aber zugleich seine Ohnmacht lebhaft fühlte, wenn man sie in diesem Grade theilen wollte. Besonders bemerkte ich bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten ein convulsivisches, heftiges Zittern, welches sich der jungen Bursche bemächtigt, und beim Kopfe beginnt, dann in die Arme fährt, und zuletzt sich in den Waden zu entladen scheint, die blitzschnell und übergewaltig kräftig den Boden dabei zerstampfen. Das Ganze nimmt den Raum einer Secunde ein, und erstreckt sich doch über den ganzen Körper. Ein jeder der Tänzer wird von diesem Wonnekrampf ergriffen, bevor er sich mit seinem Mädchen herumzudrehen anfängt. Endlich ging aber die Musik und mit ihr der wildeste Tanz los. Mir waren Kirchweihen im Gebirge und Tyroler Tänzer nichts Neues mehr; aber etwas Aehnliches hatte ich doch noch nie gesehen. Eine Beschreibung davon zu geben ist fast unmöglich. Es war ein dichtes Gewirre springender und drehender Menschen; jeder trieb's auf seine Weise, jeder wollte recht austoben; in jedem brach eine lodernde Flamme aus, die ihn verzehrt haben würde, wenn sie nicht Luft bekommen hätte. Der drehte sich wie toll und schrie dabei, daß er braun wurde, und die Augen ihm zum Kopfe herausschwollen; jener piff auf dem Finger, daß es gellte; ein dritter versuchte sich in Luftsprüngen; ein vierter wollte ihn darin überbieten, und Alle hatten Platz zu diesen Uebungen und Evolutionen, und niemand hinderte den Andern. Dazwischen drehten sich die starkbusigen Jungfrauen, mit hochrothen Gesichtern, aus

denen Liebe und Lust leuchteten, und obgleich kein Tänzer seiner Tänzerin den Arm reichte, und trotz des unsinnigsten Gedränges, des Lärms und der scheinbaren Verwirrung, kannte jeder Trabant die Sonne, um die er sich drehte, und die Paare hatten sich gefunden und umfaßt, so oft sie es wollten, und dieß geschah mit einer wahrhaft bewundernswerthen Accuratesse. Von allen Tänzerinnen erregte die „schöne Duchserin“ das größte Aufsehen. Die jungen Maler, die immer den Sommer über im Zillerthale leben, hatten sie Alle schon gezeichnet oder gemalt, und fragten uns mit großem Eifer: ob wir sie schon gesehen hätten? Und wir hatten sie Alle schon gesehen. Es war das lieblichste, unschuldigste, rosigste Gesichtchen, das man sich denken kann, das von dem wilden Duchsthal zu dieser Kirchweihe abgeordnet war; eine allerliebste Repräsentantin. Mit ihr waren einige riesige Männer aus Lahnersbach mitgekommen, mit braunen, ausdrucksvollen Gesichtern und starken Bärten.

Das kleine, rauhe Duchsthal ist ein naher Nachbar des Zillerthals. Es ist nur wenig, am Eingange, angebaut und von hohen Bergen, dem Duchser Joch und Duchser Jöchel, eingeschlossen, der Duchser Ferner schließt es, und hängt mit einer Fernerkette zusammen, die sich bis zum Brenner erstreckt. Die wenigen Bewohner dieses Thales sind ungemein stark und besonders gute Schützen, weshalb denn auch die Schützen und Jagdliebhaber in ganz Tyrol sich gern nach Art der Duchser kleiden. Ihre Kleidung ist der Zillerthaler ähnlich, doch ist sie enger und kürzer, und läßt das Nackte der Brust, der Kniee und Waden mehr sehen; eben deshalb ist sie aber auch malerischer. Von Schmuck ist an dieser Tracht nichts bemerkbar: sie ist einfach grau, und nur auf dem kleinen, schief aufgesetzten Hute prangt ein Gembart und eine Spielhahnfeder. —

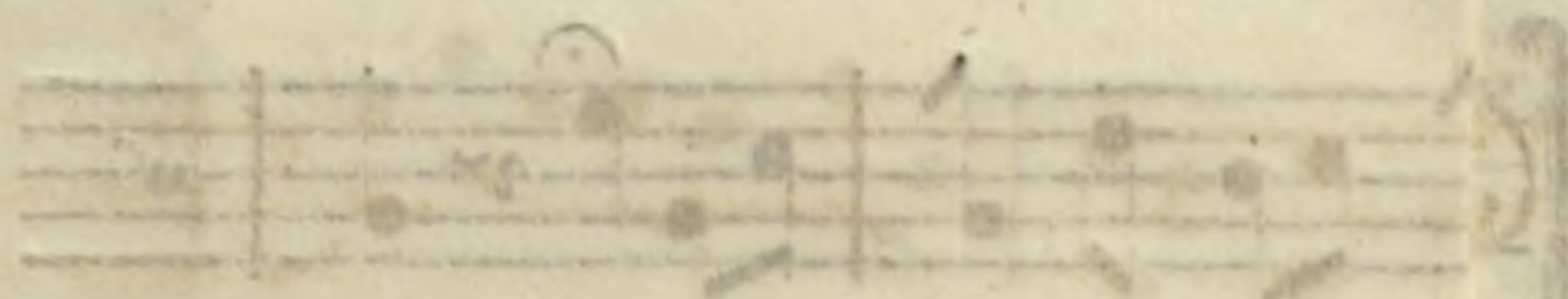
Berühmte Namen hatten sich auch zum Fest eingestellt. Ein eleganter Einspanner brachte den einen Rainer, den Franzel, mit seiner hübschen, stattlichen Frau, den Jodler *par excellence*, der in Brighton einst sich hören lassen durfte, herbei. Er zeigte feines Benehmen, und sprach während des Essens englisch mit seinem Nachbar, das aber freilich ein wenig stark die zillerthalerische Zunge verrieth. Zum Singen war er nicht zu bewegen; er entschuldigte sich damit, daß seine Brüder nicht zugegen wären, und daß er mit den Andern nicht eingesungen sey. Diese Andern waren aber die drei Brüder Leo, die mich vor einigen Jahren in Hamburg besucht hatten, und mich nun in ihrem Thale herzlich bewillkommen. Sie regalirten uns mit ihren gut eingeübten, frischen Alpenliedern, und zu meiner freudigen Ueerraschung hatten sie zu den ältern, mir wohlbekannten, einen Schatz von neuen hinzugelernt. Alle, selbst die Einheimischen, freuten sich über diesen Besuch; es ward stille überall, und man schloß sorgfältig die Thüren, um den Lärm des Tanzbodens entfernt zu halten, und keinen Ton zu verlieren.

Um fünf Uhr sollte schon die ganze Freude ihr Ende erreichen. Der Adjunct des Landgerichts, der hier seit lange schon den fehlenden Landrichter ersetzt, und die erste Behörde für das ganze Thal in seiner Person darstellt, war zugegen, und auf seinen Befehl sollte all diese Lust, dieser Lärm, dieser Ungestüm ersticken, sollten all diese freudigen Riesen, diese tobenden Springer und kräftigen Tänzer, ruhig und zahm wieder einerschleichen, und alles ins gewöhnliche Geleise zurückkehren. Es schien mir wie die Gewalt des menschlichen Geistes über die Kraft des Thieres. Der Adjunct erschien unter den Tanzenden, er, solch ein blasses, kleines Männchen mit heiserer Stimme, und dennoch ward es sogleich still, und die glühenden Titanen zogen die Mützen,

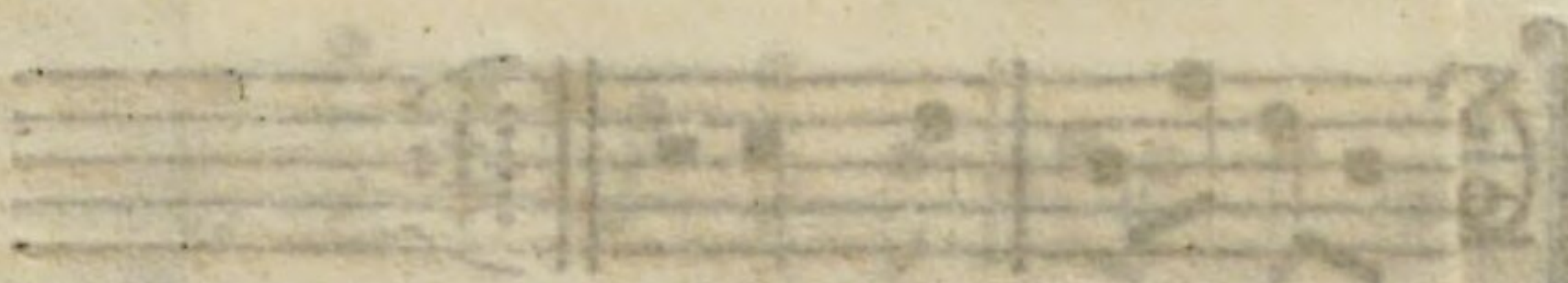
lachten verlegen und schauten zu Boden. Unsere Blicke baten, und der Adjunct, sonst ein freundlicher und höflicher Mann, zog seine Uhr aus der Weste, räusperte sich, und sprach: „Wenn ihr Ordnung halten wollt, dürft's bis neun Uhr tanzen.“ Ein lautes Geschrei war die Antwort, und sogleich fing sich alles wieder zu drehen an, und der Adjunct hatte Mühe mit heiler Haut aus den kreisenden Paaren zu entweichen.

In acht nebeneinander liegenden Wirthshäusern wurde an diesem Tage getanzt, und so wie die Tänzer von einem zum andern zogen, so zogen auch wir ihnen nach. Es war ein lustiger Abend!

Indem ich, abgesondert von meiner Gesellschaft, durch die engen Gässchen im Halbdunkel streife, sehe ich eine weibliche, hohe Gestalt auf einem Steine sitzen, die sich mit einem weissen Tuche Kühlung zufächelt. Ich muß, um aufrichtig zu seyn, gestehen, daß ich das schöne Mädchen von Duchs nicht aus den Gedanken brachte, und daß es mich jetzt sogleich durchzuckte, daß sie es wohl seyn könnte. Ich näherte mich mit pochendem Herzen, und wie ich mich zu der Gestalt niederbeuge, hält sich diese scherzend das Tuch vor die Augen. Nach einem kurzen Widerstande, den sie lachend leistet, gelingt es mir das Tuch zu entfernen, und ihr in die Augen zu blicken. Es war die Duchserin. Ich setzte mich zu ihr, und sie fragte sogleich sehr naiv: ob ich ihr nachgegangen sey. Ich weiß nicht mehr, was ich darauf erwiederte, ich war wie berauscht von ihrer Nähe. Sie ginge jetzt fort, erzählte sie mir, und warte hier auf ihren Vater. Sie würden in Rohr bei einem Vetter übernachten, weil es bis nach Lahnersbach zu weit sey. Ich trug mich zur Begleitung an, und sie schlug sie nicht aus; der Alte kam bald dazu, und wir machten uns auf den Weg. Ich führte die schöne Marie (Mend'l) den Gebirgspfad hinan, als



Ich hab' dich lieb, mein Schatz



Ich hab' dich lieb, mein Schatz



(Zu Seite 89.)

Volkslied aus dem Zillerthal.

Bur-gal gea hear und las dich fragn geh g'steh mir und thus grad nit laugnan, ich

The first system of the musical score consists of two staves. The upper staff is in treble clef with a key signature of one sharp (F#) and a common time signature (C). It contains a melody of eighth and sixteenth notes. The lower staff is in bass clef with the same key signature and time signature, featuring a bass line with chords and some single notes. The lyrics are written below the upper staff.

mei - ne du hastsa heut die ganze Nacht gereacht und i kenn's dir wohl an, an Augnan.

The second system of the musical score also consists of two staves. The upper staff continues the melody from the first system. The lower staff features a more active bass line with many chords and some single notes. The lyrics continue below the upper staff.

hätte ich eine Dame von hoher Bedeutung am Arm, und fühlte mich seliger dabei. Sie hatte sich eingehängt, und das große Mädchen schritt mit einer Leichtigkeit neben mir her, und ihr Arm ruhte so zierlich in dem meinigen, als wenn eine Pariser Ballettänzerin an meiner Seite wäre. In Rohr trat ich beim Vetter ein. Man sah mich groß an, doch wußte ich mir bald Vertrauen zu gewinnen. Ich fragte Maria, ob sie die Leo's singen gehört habe; es hatte ihr Vergnügen gemacht, wie sie sagte. Ich bat sie, sie sollte mir einmal etwas singen. „Bei uns in Duchs,“ erwiderte sie lächelnd, „sind wir nicht so geschickt wie im Zillerthale. Wir sind gar arm, und nur die Reichen können singen.“ Dessenungeachtet begann sie einen hellen Jodler anzuschlagen. Sie hatte eine herrliche Stimme. „Ich weiß halt nichts,“ sprach sie weiter, „als das alte Volkslied Bürgall, das wirst Du wohl schon gehört haben.“ Ich kannte es nicht und bat sie darum.

Bürgall ¹⁾ geh' her und laß dich fragen,
Geh', gesteh' mir und thu's grad nit laugnen,
Ich mein', du hast heut die ganze Nacht gereacht, ²⁾
Und ich kean's dir wohl an, an d' Augnen.

Ja freilich mein Bau'r, hast es bald errath'n,
Geh nur her und laß Dir's dazöl'n, ³⁾
Weil mich die Bubmar, ⁴⁾ die sakrische Fundt, ⁵⁾
Alleweil für a Narr'n hab'n wöl'n.

Z'nächst hat mich a Mal einer auf Kirchtag genarrt,
Und hat gesagt er wollt mir zahl'n;
Mir kommen auf die längste Poise ⁶⁾ nimmer z'sammen,
Weil der Fudtlottar ⁷⁾ fort war gen Alm.

Ich hun ihm ein großen Rosmarinstock gekaft,
Hat 'n lassen recht schien übergolden,
Und der Fudtlottar hat sich nicht söchen lassen mehr;
Aftang ⁸⁾ hatt' ich mich wohl heimlich gescholten.

1) Notburga. 2) geweint. 3) erzählen. 4) die Buben. 5) verwünschte Gecken. 6) Zeit, Pause. 7) leichtfertiger Liebhaber. 8) Nachher.

Ich suchet alle Gassen und Kirchplatze aus,
Und der Fudtlottar lafst sich niedacht ⁹⁾ finden;
Heifst das oft die Leut nit für'n Narr'n gehabt,
A mai Seel wie wird er sich nit versinden.

'N Buschen hun ix oft mir 'n Andern verehrt,
Hat' gemont ich wollt 'n Ehre aufheb'n,
Hun a Poise getanzt, hat mir nit a Mal gebracht,
Hat' oft schon wieder heimgehn mögen.

Mitridattrager Hoisel ¹⁰⁾ war ich schuldig geblieben,
Hat em soll'n a sust a wenk zahl'n,
Zum Hoamgehn hat er oft mehr an Andera gehat,
Hat mer ach aft nid gar feitlar gefallen.

Das war oft der Dank für mein aufrichtig Seyn,
Wiev'l Koidarbak ¹¹⁾ hat ich ihm schon göb'n.
Zlötzt thaten's Einer noch den allergrößten Spott,
Söttlar ¹²⁾ Ding miech ¹³⁾ die Leut' wohl verwegen. ¹⁴⁾

O Bauer thu du's groad kein Menschen nit sagen,
De Leut' that'n mich so viel wohl vergunnen,
Jetzt trag' ich auf kein Lodtar gar nimmer an, ¹⁵⁾
Jetzang ¹⁶⁾ hat ich mich wohl vuer-einhi ¹⁷⁾ besunnen!

Und das ist das hohe Lied aus dem Duchserthale!
Die Melodie habe ich aufgeschrieben und lege sie
bei. Sie hat etwas Schläfriges; aber auch etwas
Klagendes liegt darin. Meine schöne Sängerin trug
sie ganz allerliebste vor. Es war indefs spät geworden,
und ich nahm Abschied von den guten Leuten. Ein
paar junge Bursche liefsen sich's nicht nehmen mich
nach Zell zurückzubringen, ich könnte, wenn ich
allein ging, mit Betrunknen Handel bekommen,
meinten sie; im Hintergrunde lag wohl nur der Wunsch
verborgen, der Freudenneige der Kirchweihe noch
theilhaft zu werden. Die schöne Marie blieb zurück
und kehrte am andern Morgen in ihr unwegsames

9) nirgends. 10) die im Lande herumziehenden Pharmaceuten
werden so genannt; Hoisel ist Matthias. 11) Kautabak. Aehn-
lich den Pariser *Cachous à la rose, à la Violette*. 12) Solch
Ding. 13) machte. 14) vorsichtig. 15) auf etwas antragen,
wünschen. 16) jetzund. 17) vorhinein.

Thal, und ich verließ auch in kurzem diese Gegend, vielleicht für immer. Sehe ich sie einst nach Jahren wieder, so werden ihre lieblichen weichen Züge nicht mehr zu erkennen seyn, denn im Gebirg altern die schönsten Kinder bald, durch die schwere Arbeit, die schlechte Kost und das Mutterwerden. Man findet über dreißig Jahre hinaus keine schönen Weiber hier. — *)

Unterwegs erzählten mir meine Begleiter viel von den Raufern, die man hier Haggler nennt, welches von Haggeln (Häkeln) herkommt, das ist: sich mit gekrümmtem Mittelfinger aus einer festen Stellung zu ziehen bemühen. Die bedeutendsten unter ihnen sind die Hagmaier. Sie bildeten sonst eine förmliche Gilde, hatten ihre Gesetze und Bräuche, sandten Boten an einander und bestellten sich gewöhnlich nach Wallfahrtsorten, um ihre Faustkämpfe mit einander auszumachen. Die Lust am Raufen ist dem Nordtyroler, namentlich dem Zillerthaler, angeboren. Oft im Gebirg kommt ihm diese Lust an, und macht sich auf einsamem Pfade durch einen gellenden, ganz eigenthümlichen Schrei Luft. Wird dieser Schrei in der Ferne beantwortet, so braucht er nur dem Schalle nachzugehen, um seinen Gegner zu finden. Denn der Schrei muß durch einen ähnlichen beantwortet werden, wenn er zu den Ohren eines Sterblichen ertönt, der den Comment versteht; so verlangen es die Gesetze der Ehre. Ich glaube, es wird keinem meiner Leser einfallen, dabei zu lachen, der unsere eigenen weisen Gesetze in dieser Hinsicht kennt.

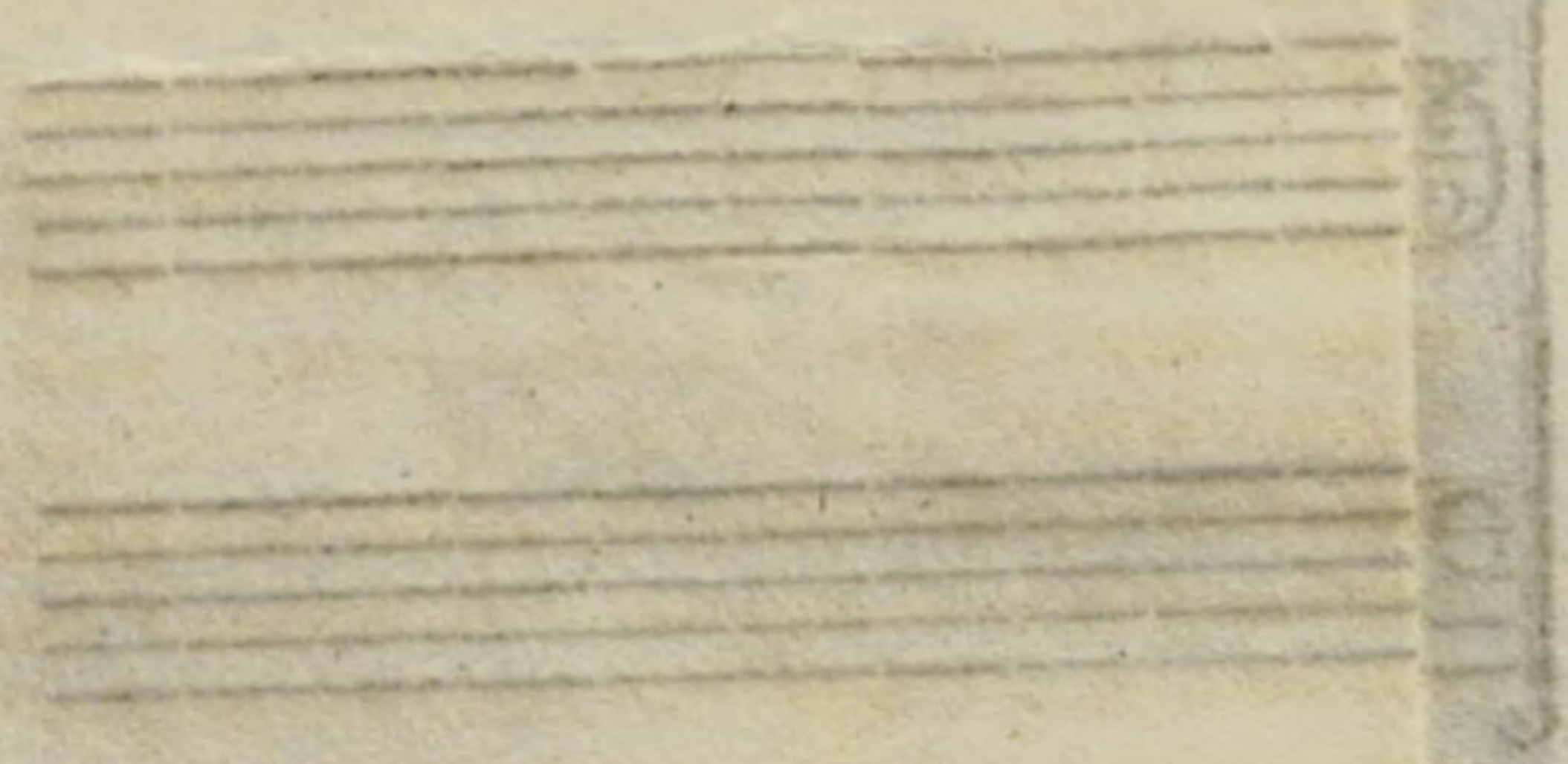
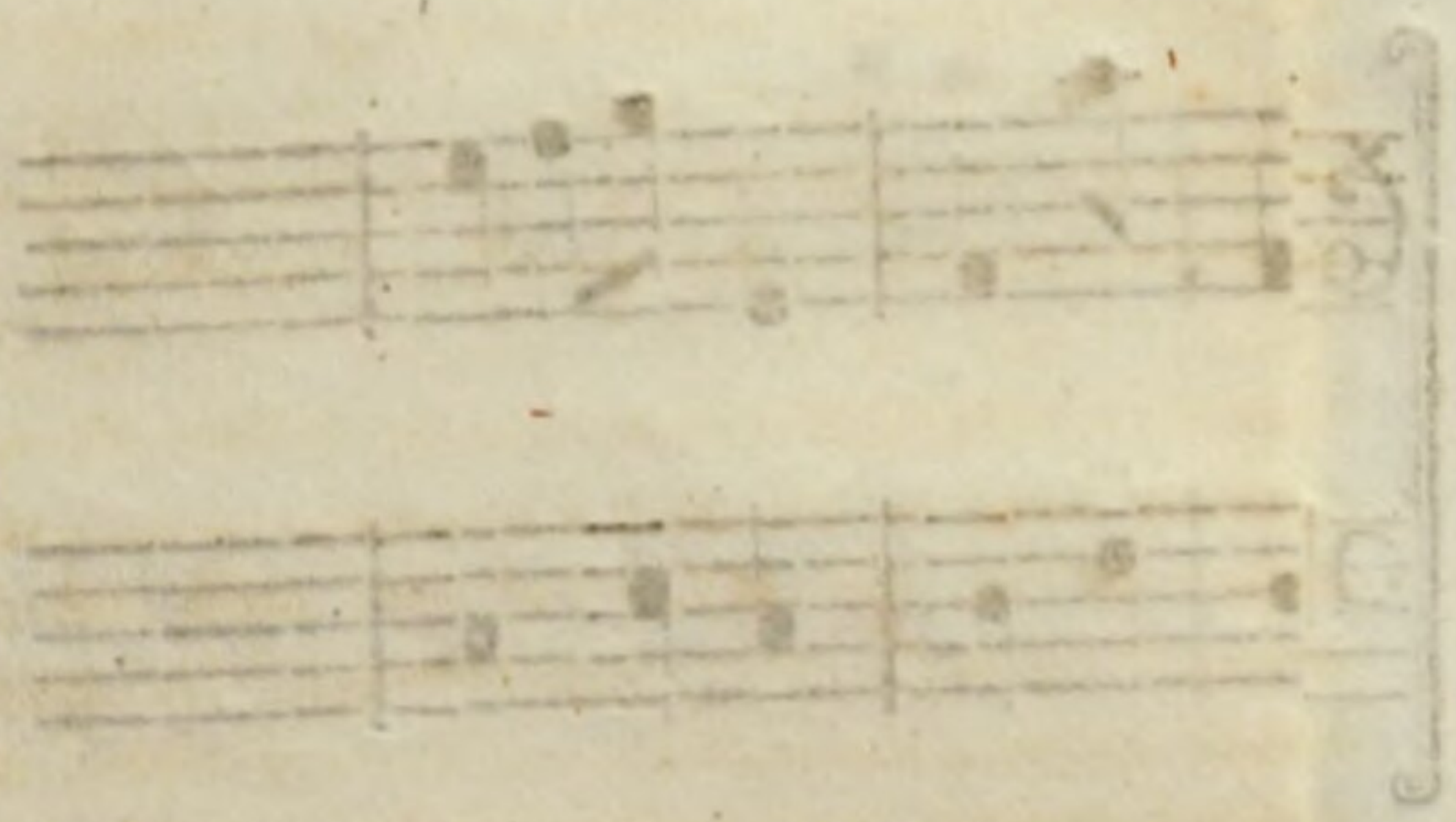
Einst geht ein junger, hübscher Bursche an der Seite eines erfahrenen Alten, über den Berg, so erzählten mir meine Begleiter, als er den bekannten Ruf vernimmt. Er besinnt sich nicht lange zu ant-

*) Das wohlgetroffene Portrait des Mädchens ist, von Tischbein in München nach dem Leben gezeichnet, dem Titel beigegeben.

worten, und sogleich flammt stärker sein Auge, und seine Wange färbt sich dunkler. Er geht dem Schalle nach, und um die Ecke herum tritt ihm sein bester Freund entgegen, sein Nachbar, um dessen Schwester er auf das heftigste wirbt. Wäre er allein gewesen, so würde er dem Drange zu raufen wohl nicht nachgegeben haben; aber der alte, erfahrene Bauer ist dabei, und es würde Schande auf beiden lasten, wenn sie der Sitte nicht genug thäten. Lachend beginnen sie, es soll nicht Ernst werden, sie reißen sich hierhin, dorthin, der Alte steht dabei, feuert an, prüft, ermuntert, entscheidet. So erhitzen sich beide immer mehr, ein zu starker Stofs des einen, bringt endlich den andern auf, er packt ihn, wirft ihn zur Erde und beugt sich über ihn. Der Untenliegende erschnappt seine Nase mit den Zähnen, und ist eifrig bemüht sie ihm abzubeissen, der andere schreit, aber der Alte erklärt, daß das Nasenabbeissen nach den Raufgesetzen eben so erlaubt sey, wie das Augenausdrücken. Das läßt sich der Kämpfer, der seine Nase schon verloren gibt, nicht zweimal sagen, und drückt dem unter ihm Liegenden mit dem Daumen das Auge aus. Jetzt waren beide Theile befriedigt, und erhoben sich blutend vom Boden, der eine ohne Nase, der andere einäugig; der Alte aber erklärte, daß den Raufgesetzen und der Ehre im vollen Mafse genug geschehen sey. Das ausgedrückte Auge wird, wo es seyn kann mit etwas Salz bestreut, die Augenhöhle, an der nächsten Quelle, vom Blute gesäubert, und jenes dann wieder eingesetzt. So wird es wieder fest, der Blick eines solchen Auges soll aber immer stier bleiben, wie die Leute versichern. Auch wird die Sehkraft wohl für immer darin erloschen seyn.

Unter diesem lehrreichen Gespräche, über das Duell unter den Gebirgshewohnern, waren wir nach Zell gekommen. Ich erkundigte mich deßhalb bei

Faint, illegible text at the top of the page, possibly a title or header.



(Zu Seite 95.)

Duchser Landler.

The musical score for 'Duchser Landler' is presented in two systems. Each system consists of a treble staff and a bass staff, both in 3/4 time. The key signature is one sharp (F#). The first system contains 12 measures of music. The second system contains 12 measures, with a repeat sign (double bar line with two dots) after the 6th measure. The notation includes various note values (quarter, eighth, and sixteenth notes), rests, and a key signature change to one sharp (F#) in the second system.

dem Actuar, der mir zwar alles bestätigte, mir aber zugleich die Versicherung ertheilte, daß seit zehn Jahren die Kirchweihe in Zell durch keine ernste Rauferei entweiht worden wäre, weil er sie stets sehr geschickt im Keime zu ersticken wisse. Die Lust dazu gähre jedoch immerfort bei den Leuten. —

Es war neun Uhr und unwiderruflich war nun das Verbot des Tanzens eingetreten, die Musik schwieg, und die Paare verloren sich nach und nach. Aber einige von unsern Damen, besonders die lebenswürdige Gräfin * *, ein so rosiges, junges Gebirgskind, wie die andern, hatten nur mit Mühe ihre Lust unterdrückt, und bestürmten jetzt den Actuar ihnen noch ein Tänzchen zu gestatten. Er mußte einwilligen. Der Raum wurde gelüftet und gekehrt, die Lichter wurden angezündet, und der Aristokratenball begann, während die armen Bursche und Dirnen neidisch dreinschauten und keinen Fuß mehr rühren durften. Dieß that mir von Herzen leid. Unser Tanz hatte aber kaum ein Stündchen gedauert, als schon eine Masse von Zuschauern sich herzudrängte und hie und da auch ein schöner Bu' sich die Freiheit nahm diese und jene Dame von ihrem Cavalier zu erbitten, um einmal nur mit ihr herumzutanzten. Es waren immer die Gewandtesten, die sich das herausnahmen, und die Damen schienen mit diesen Tänzern sehr zufrieden zu seyn. Endlich faßten die armen Neidischblickenden ein Herz und mischten sich als tanzende Paare unter uns; aber nun wurde es auch dem Actuar zu bunt. Er hatte sich's nun einmal so gedacht, daß das Tanzen für die Bauern nach neun Uhr nicht mehr statt finden solle, und das Gesetz mußte aufrecht erhalten werden. Er aber war selbst dieses Gesetz! — *)

*) Die Beilage gibt den Tanz, der am meisten beliebt schien. Er ist in der That kräftig und charakteristisch. Das Volk

Ich bat für die Tanzenden, er blieb jedoch unbittlich. „Sie glauben nicht, wie dieses Volk ausartet!“ war seine Antwort. Unsere Damen schmolten, es half nichts; die Musik verstummte, und wir gingen schlafen.

Am andern Morgen besuchten wir das Goldbergwerk, welches ganz nahe bei Zell liegt. Es ist ein Pochwerk. Ein Centner von dem Erze gibt nicht einmal ein Quentchen reines Gold. Und dennoch ist ein bedeutender Gewinn dabei.

Die Gruben werden mit Leitern befahren; eine Wassermaschine fördert das Erz herauf. Wir stiegen aber nur zwei Leitern hinab, dann wurde es so schmutzig und glatt, daß wir der Damen wegen umkehren mußten.

Ein alter Bergmann, der mit von der Partie war, erzählte uns ein Abenteuer, das er in einem andern Bergwerke bestanden hatte, wie sie oftmals diesen Leuten aufzustossen pflegen. Eine Grube war, der bösen Dünste wegen, verlassen worden, und er hatte Befehl erhalten, sie zu untersuchen. Er war damals noch jung, neu im Dienst, und von Eifer dafür beseelt, daher erfüllte ihn dieser Auftrag mit Vergnügen und schmeichelte seinem Ehrgeiz. Er machte sich eines Morgens, allein, ohne irgend jemand etwas davon zu sagen, auf den Weg. Am Eingange der Grube zündete er sein Licht an, und fuhr getrost hinein. Sein Hund war bei ihm. Aus Furcht daß die am Boden schwebenden Dämpfe dem Thiere, wie das gewöhnlich der Fall ist, tödtlich werden könnten, befahl er ihm am Eingange zu

nennt ihn „den Hosennaggler.“ Naggeln heißt nämlich so viel wie wackeln, und das Wackeln der Inexpressibles bezieht sich auf die Sprünge die dabei gemacht werden.

bleiben, und das folgsame, kluge Thier, von seinem Instincte geleitet, schmiegte sich wedelnd am Boden, indess der junge Bergmann seine Wanderung in die verlassenen, öden Schachte fortsetzte. Immer merkbarer umging ihn der Brodem, das Flämmchen des Grubenlichts schwankte, und nur mit genauer Mühe erhielt er es brennend. Er war jetzt schon weit vorgeschritten und befand sich bereits in einem Labyrinth sich kreuzender Wege und Gänge, die er bald gebückt, bald kriechend zurücklegen mußte. Er hatte nie diese Grube befahren und mußte daher die größte Vorsicht anwenden sich zu orientiren. Verlischt ihm das Licht, so war er dem sichern Tode geweiht, das denkt er bei sich, und in dem Augenblicke, wie er dieß denkt wird es finster um ihn — denn das Lämpchen ist verloschen. — Kaum erholt von der Ueberraschung des ersten Schreckens, fällt es ihm ein, daß er ja ein chemisches Feuerzeug bei sich habe, und hoch aufathmend bringt er es hervor und macht den Versuch die Flamme wieder zu beleben. Aber die Hölzchen zünden zwar, doch ersticken sie sogleich wieder in diesem Dunstkreise; bis auf zwei sind sie schon geschmolzen, seine einzige Hoffnung beruht darauf; zitternd, den Angstschweiß auf der Stirne, macht er den letzten Versuch. Vergebens. Er wirft das Feuerzeug verzweiflungsvoll fort; der Schall zeigt ihm an, daß er sich am Rand eines Abgrunds befinde, zu dem wahrscheinlich eine Leiter hinabführt, die er aber nun nicht mehr zu finden im Stande ist.

Nur einen Augenblick darf er mit sich zu Rathe gehen, was für ihn zu thun sey, denn schon fängt die Luft an ihn zu ersticken. Zurückzugehen ist unräthlich — der Weg ist weit, und ohne Licht nicht zu finden. Auch würde der Schwindel ihn bald übermannen, und er die Einfahrt in die Grube nicht mehr erreichen. Niemand wußte, daß er hieher ge-

gangen war, und wenn man ihn auch am Abend vermissen würde, so käme niemand auf den Gedanken ihn hier zu suchen. Er war ein verlorener Mann, das sah er wohl ein, dem schrecklichsten Tode preisgegeben. Es blieb ihm nichts übrig als einige Geistesgegenwart, und die mußte er nach Kräften zusammenhalten. Er kannte eine Einfahrt in eine benachbarte Grube, die auch öde war, weil man sie schon ausgebeutet hatte, und diese konnte — nach seiner Meinung — nicht weit von dem Orte seyn, wo er sich befand. Er ging, rutschte, kroch in dieser Richtung vorsichtig weiter. Die Räume vervielfältigten sich ohne Ende, die Luft, die ihn umgab wurde aber leichter, er athmete freier, und sein Muth belebte sich etwas, obgleich seine Kräfte schon sehr abgenommen hatten. Plötzlich hört er in weiter Ferne einen Hund bellen, es ist sein Hund, er zweifelt keinen Augenblick daran. Thränen stürzen ihm aus den Augen, er weiß, daß er gerettet ist. Je mehr er vorschritt desto lauter tönt das Gebell, desto deutlicher wird es ihm, daß es von seinem Hund herrühre. Wie soll er sich's aber erklären, da er sich nach einer entgegengesetzten Richtung bewegt, und das Thier im Rücken zurückgelassen hat? Immer muthiger schreitet er vor, schon glimmt der Hoffnungstern, das goldene Tageslicht, wie es jeder kennt, der nach einer langen unterirdischen Bergfahrt wieder zur Oberwelt gelangt. Von diesem Moment an war die Gefahr verschwunden; er erreicht — erschöpft zwar — den Eingang, wo er seinen Hund findet, dem er wahrscheinlich seine Rettung allein zu danken hat, da er ohne dessen Gebell vielleicht den Weg, gewiß aber den Muth verloren haben würde. Das Thier war voll Schmutz und Unrath, und muß seinen Herrn suchend, wohl auf ganz merkwürdigen Wegen zur Oeffnung hin gerathen seyn. Hier hatte er nun die Witterung seines Herrn,

Herrn, wagte sich jedoch nicht vorwärts in den dunkeln Raum, den er eben kennen gelernt hatte, und war daher so gescheidt, ihm durch Bellen allein ein rettendes Zeichen zu geben. —

Bei der Einfahrt in das Goldbergwerk steht eine alte, verfallene Hütte, die von einer blinden Familie bewohnt wird. Vater, Mutter und drei Kinder, alle des Augenlichts beraubt und sehr arm; das Bild des tiefsten Elends in einer Gegend, wo jedem Steine sichtbar die Goldadern eingesprengt sind. Ein doppelt ergreifendes Bild. Wir traten in die Hütte ein. Aber kann man das Elend nennen, was wir hier zu sehen bekamen? Armuth herrschte zwar überall, doch Heiterkeit dabei. Der Vater heißt Sebastian Schöser, und ist ein hoher Sechsziger. Im Jahre 1809 hat er als Spion den Landesvertheidigern wichtige Dienste geleistet. Sein ältester Sohn, gleichfalls blind, ernährt mit seinem Guckkasten, worin das Leben des heiligen Eustachius zu sehen ist, Eltern und Geschwister, wenn gleich sehr kümmerlich. Seine beiden Schwestern, bis jetzt nur fast erblindet, gehen im Herbste mit Obst über die Gerlos ins Pinzgau. Die Mutter erzählte uns, daß sie Beide, sie und ihr Mann, in der Jugend blind geworden wären, und sich dennoch lieb gewonnen und geheirathet hätten. Zwei ihrer Kinder, setzte sie mit Stolz hinzu, hätten aber ihre beiden sehenden Augen behalten. Der Eine, Matthias (Hiesel), war laut dem letzten Briefe, den sie mit einer Geldunterstützung 1826 erhalten hatten, Hofmeister bei dem Fürsten Sulkowski in Bielitz, Martin aber, der Andere, sey Professor der Mathematik in Wien. Beide hätten ihnen oft geschrieben und auch Unterstützung gesandt; seit den letzten Jahren wäre ihnen jedoch keine Nachricht zugekommen; sie dachten dabei aber an nichts Böses, und meinten, die Nachricht würde gewiß nicht ausbleiben und sie einst recht freudig

überraschen. Diese beiden Söhne hatten in der Jugend gute Anlagen verrathen, und waren aus der feuchten und räucherigen Luft der väterlichen Hütte entfernt und in dem Hause des Landrichters in Zell erzogen worden. Später kamen sie auf die Universität nach Wien. Die alte Mutter trug uns auf, wenn wir vielleicht einem ihrer Söhne im Leben begegneten, ihn von ihnen zu grüssen und zu bitten, daß sie doch wieder schreiben möchten. Da sie sie selbst nie gesehen hatte, so gab sie uns auf eine originelle Weise ein Bild von ihrem Aussehen, damit wir sie gleich erkennen könnten. Sie betastete das Gesicht eines jungen Mannes aus unserer Gesellschaft, und gab nun, nach ihrem gewiß sehr feinen Gefühle, die Abweichungen an, die sie darin von dem Gesichte ihrer Söhne verspürte. Wir verließen die armen Leute in einer seltsamen Stimmung. Wahrscheinlich, dacht' ich, theilen die beiden Söhne nun auch schon das traurige Schicksal ihrer Eltern und Geschwister. Wie dem nun aber sey, wenn sie noch am Leben und sehend sind, und diese Blätter ihnen vielleicht unter die Augen kommen, so mögen sie eilen Nachricht in die Hütte der Blinden am Goldbergwerke hinter Zell zu senden. — Man hat übrigens schon öfter die Erfahrung gemacht, daß ein blindes Elternpaar nur blinde Kinder zeugte, und sollte deshalb aufmerksamer in dergleichen Fällen seyn und diese Verbindungen nicht zugeben. *)

Im Nachhausegehen begegneten wir einem alten Bauer, der einen großen schwarzen Bock zum Viehmarkte nach Zell führte. Unsere Damen mit den wehenden Schleiern und den ausgespannten Sonnenschirmen mochten das Thier scheu gemacht haben,

*) Auch bei der Verbindung von Taubstummen zeigte sich Aehnliches.

es sprang auf die Seite und rifs seinen Führer um. Kaum lag dieser an der Erde, als der Bock tolle Capriolen zu machen begann, und mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen, in den seltsamsten Sätzen um den Bauer herumflog, wie ein schwarzer Kobold. Es war ein sehr komischer Anblick, und der Bauer lachte selbst so heftig, daß er nicht aufzustehen im Stande war, und immer wieder in seine vorige Lage zurückfiel. Nachdem dißs eine gute Weile, zur großen Ergötzung der ganzen Gesellschaft gewährt hatte, halfen wir dem Bauer sein spaßhaftes Unge-
thüm bändigen, und trafen in Zell ein, wo ein lebhafter Vieh- und Jahrmarkt sich an allen Enden regte.

Die meisten Geschäfte wurden mit Schafen und Widdern gemacht, das entdeckte man sogleich. Die Gemeinden setzen hier ihren Stolz darein recht starke, mächtige Widder zu besitzen, die Hörner und Bart mit dem gehörigen Anstande zu tragen wissen. Das Widderstossen ist hier ein Nationalvergnügen wie in England das Hahnengefecht. Im vorigen Jahre ließen Zell und Fügen ein Paar Widder gegeneinander los, wobei herüber und hinüber vierzehnhundert Gulden gewettet wurden. Als endlich keiner Sieger blieb, kam es zwischen den Gemeinden selbst zu einer furchtbaren Bataille, die blutige und unangenehme Folgen hatte. Die Lust am Wetten ist allen Tyrolern gemein. Wo die Würfel entscheiden, wird es Aushopsen genannt. Jüngst konnten sich zwei Parteien eines halben Almenantheils wegen*) nicht vereinigen. „Hopsen wir's aus!“ rief der Eine, und der Vorschlag wurde angenommen, und ein Wurf entschied über eine Summe von achthundert bis tausend Gulden.

Der Eine von den Leo's lud mich ein, seine

*) Halbe Alpenwiese.

schöne Mineralien- und Gebirgspflanzensammlung zu sehen. Er hat sie größtentheils an und auf dem Zemerferner gesammelt, der nur acht Stunden entfernt ist, und nach seiner Aussage sehr gut zu besteigen seyn soll. Ich erstand ein ausgezeichnet schönes Exemplar Turmalin, dessen grasgrüne Farbe und klare Durchsichtigkeit ihn fast dem Smaragd vergleichbar macht. Ferner erhielten die Damen das wunderbare Edelweiß, das in Pelz gehüllt, am Eingange der Schneeregion wächst, die köstliche Edelraute, so herrlich duftend und wie die Gebirgsbewohner versichern, voll der stärksten Heilkräfte, und den Goldapfel, der in Schnee und Eis vergraben ruht, den Duft der Ananas in sich schließt, und nur mit Lebensgefahr gepflückt wird.

So reich an interessanten Gegenständen des Andenkens, wie an Erinnerungen verließen wir das lustige Zillerthal und seine Bewohner, sehr zufrieden, und traten unsere Rückfahrt nach Innsbruck an. Indem wir noch die Blicke nach Zell zurückwandten, erfreueten wir uns an seiner idyllischen Lage; alles ist hier so beglückend traulich, keine schauerlich überhängenden Felsen, kein tosender Bach, der den Acker zu verschlingen und zu verschütten droht. Die Berge, anmuthig gewölbt und bewachsen, ziehen sich bescheiden zurück, und die Ziller ist ein ganz ruhiges, heiteres Flüschen. Nur von Ferne blickt die Gerlos, Mitterwand und Drengspitz herüber, um die malerische Mannichfaltigkeit zu vermehren und Licht und Wolkenzauber hervorzubringen.

Defshalb haben die Landschaftsmaler nicht unrecht, von München aus hieher zu ziehen, und den Sommer über hier zu verleben. Dabei ist es zur gewöhnlichen Zeit, wenn nicht gerade Kirchweih ist, und wenn man auf längere Zeit sich einrichten will, außerordentlich wohlfeil. Wir trafen hier viele

Doch es ist nun wohl Zeit nach Innsbruck zurück-
zukehren! —

1890

VII. Capitel.

Abschied von Nordtyrol.

Nord und Süd. — Accise. — Sommerfrische. — Musik und Theater. — Buchhandel. — Zeitungen. — Vetturine. — Der Triumphbogen. — Berg Isl. — Schönberg. — Steinach. — Der Brenner. — Der Postdirector von Padua und der Polizeicommissär auf dem Eilwagen. — Sterzing. — Das Eisakthal. — Mauls. —

Am Vorabende meiner Abreise von Innsbruck als ich in der Sonne mit einem jungen Edelmann, der unterhalb Botzen einige Schlösser besitzt. Er schilderte mir mit großer Vorliebe jene Gegend und sprach so wegwerfend von dem Theile seines Vaterlandes diesseits des Brenners, als wär' es ein Theil von Polen oder Siebenbürgen. Diese Spaltungen der Gesinnung sind hier allgemein bei dem Nord- und Südtyroler. Während man in Innsbruck den Sandwirth verehrt, will man in Botzen und Meran nicht viel Gutes von ihm wissen; und während die Innsbrucker ihre Zufriedenheit laut an den Tag legen, äußert man sich im Süden ziemlich unzufrieden. Was auch Inglis übertrieben haben mag, die Stimmen aus Tyrol, die ihn öffentlich widerlegt haben, sind ebenfalls zu weit gegangen. Dafs die vier Mann, welche das Pulverdepot in Siegmundskorn bewachen, dem wackern Gentleman wie eine furchtbare Besatzung erschienen sind, ist eine Rodomontade der besten Gattung, ebenso, dafs alle Schlösser in Tyrol voll Waffen und

Mannschaft stecken. Aber wahr ist es, daß Tyrol von allen Seiten befestigt wird, und eben so wahr, daß Viele äußern: „Wenn man uns manches Versprochene gehalten hätte, so könnte man das Geld für die Festungen sparen, denn wir ließen selbst keinen Feind herein.“ Eben so schelten sie den ganzen Aufstand unter Hofer ein thörichtes Beginnen. „Sonst konnten wir unsern Wein nach Bayern ausführen, und das Ihrn (ungefähr ein Eimer) kostete 16 und 22 Gulden, das jetzt nur 5 bis 6 Gulden kostet. Und so ging's mit allen Producten.“ — Würde dieser Zustand fortgedauert haben, so hätte man auch eine verbesserte Weinfabrication eingeführt, statt dessen jetzt nur daran gedacht wird recht viel Wein zu machen, je schlechter desto besser, um ihn wohlfeil geben zu können, da alles von den Landbewohnern selbst consumirt werden muß. In Innsbruck hört man nun zwar nichts von diesen Klagen, dessen ungeachtet können sie nicht weggeläugnet werden. Hier wohnen viele Beamten, Militär, das aus andern Gegenden kommt, und andere Interessen mitbringt, und endlich die Bürger, die von diesen Beamten und von diesem Militär leben, und es wie alle Bewohner der Hauptstadt dadurch besser haben, wie die auf dem Lande.

Eine der lästigsten Auflagen, welche die meiste Unzufriedenheit erregte, war die Accise, die dennoch — obgleich sie früher der Regierung abgekauft worden war — wieder eingeführt wurde. Für die Lebensmittel, die man für sich und die Seinigen zum Unterhalte braucht, eine Abgabe zahlen, wie drückend! Das Volk murrte, die Accisbeamten waren stündlich bedroht, und die Demoralisation wuchs durch die Anregung, die allgemein wurde, Gesetze zu umgehen und den Staat zu betrügen. Es mußte um jede Stadt eine strenge und kostspielige Douanenlinie gezogen werden, und der Unterschleif wurde dennoch nicht

gehindert. Der thätige Bürgermeister von Innsbruck machte nun den Plan, die Accise der Regierung abzapachten. Er erbot sich ihr die größte Durchschnittsumme der letzten Jahre zu zahlen, und man willigte ein. Jetzt, wo die Accise eine städtische Abgabe ist, bedarf's keiner besondern Beamten und keiner Douanenlinie, das Ganze hat die Gehässigkeit verloren, und die Bürger tragen freudig dazu bei ihren städtischen Fonds zu verbessern. Auch ist von keiner Strenge mehr die Rede, und der kluge Bürgermeister sieht sich in den Stand gesetzt, mit dem Erübrigten, das sehr bedeutend ist, alle Verschönerungen zu unternehmen, die Innsbruck jetzt schon so angenehm machen, und später noch ein neues Hospital, ein Schlachthaus und ein Theater von diesen Ersparnissen zu bauen.

Botzen ist diesem Beispiele gefolgt, und der Podestà von Trient hatte bereits die Einleitung dazu getroffen.

In Hinsicht der Geselligkeit steht Innsbruck unter den Städten in Tyrol nicht obenan. Botzen möchte wohl, besonders während der Sommerfrische, *) der Vorrang eingeräumt werden müssen. Dort findet man eine allgemein verbreitete, sehr heitere Geselligkeit. In Trient, besonders aber in Roveredo, herrscht schon italienische Sitte, und man geht Abends auf den Corso, oder man besucht einander, um ein langweiliges Commersspiel zu machen. Ein deutsches Gelag, ein ungezwungenes Beisammenseyn, bei Scherz, Gesang und Lachen findet dort nicht mehr statt.

Für die Musik wirkt in Innsbruck ein sehr thätiger und lobenswerther Verein. Das dortige Theater

*) Sommerfrische oder Sommerfrist ist die Villeggiatura der Tyroler. Jeder flieht, wenn es anfängt heiß zu werden, auf die Berge, um dort einige Wochen sich zu erfrischen. Ich werde später Gelegenheit haben, ausführlicher davon zu sprechen.

dirigirt in diesem Augenblick eine Madame Katharina Hain, und ich habe einige Vorstellungen gesehen, die nach den obwaltenden Verhältnissen nicht getadelt werden können. Man gab *le pré-aux-clercs* und *la Straniera*, ein Beweis, daß sich das Repertoire auch auf das Neuere und Neueste ausdehnt.

Die Wagner'sche Buchhandlung in Innsbruck ist vollständig mit allem Neuen versehen, und man thut wohl, wenn man es bis dahin versäumt haben sollte, seine Einkäufe hier zu besorgen, da es weiterhin mit der Literatur schlecht bestellt ist. Die Wagner'sche Handlung ist eigentlich in ganz Tyrol die einzige.

Von nun an ist der K. K. privilegirte Bote von und für Tyrol unser politischer Begleiter, der überall gefunden wird. Sein Redacteur ist der Doctor Schüler, ein vielseitig gebildeter, und auch als Literat ausgezeichnete junger Mann, der mit Höflichkeit und Bereitwilligkeit bemüht ist, an ihn empfohlenen Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen. Den Oesterreichischen Beobachter findet man nirgends; die Allgemeine Zeitung verschwindet, für Tyrol, hinter Botzen. In Italien kommt sie dann wieder zum Vorschein. In Trient sieht man die Augsburger Ordinari - Zeitung. — In dem Museum von Innsbruck, befindet sich ein Lesecabinet, das — der obwaltenden Censurverhältnisse wegen — keine große Ausbeute gewährt.

Rückkehrende Vetturine werden fast immer in Innsbruck angetroffen, mit denen sich leicht ein Handel schließen läßt. Man zahlt für einen guten Platz bis Botzen gewöhnlich sechs Gulden, und man thut gut daran, nicht weiter zu accordiren, weil man — wenn die Reise nur Tyrol, und nicht Italien gelten soll — hier wieder Halt macht, und in Botzen auch immer andere Vetturine angetroffen werden. Beim Accord sey man mit den Vetturinen jedoch stets auf der

Hut und zwar vorsichtiger, wenn sie zu wenig, als wenn sie zu viel fordern. Denn von dem Letztern lassen sie stets die Hälfte herunterhandeln. Die schriftlichen Contracte sind jedoch — in Tyrol wenigstens — ganz überflüssig und die Capara *) ist genügend. Es gibt zwar Reisende aus Norddeutschland, die in ihrer Seligkeit mit einem Vetturin zum erstenmale in ihrem Leben zu thun zu haben, nicht wichtig genug die Sache angreifen zu können glauben, und nach allen möglichen Anleitungen, die früher der Sicherheit wegen wohl probat seyn mochten, auf die Polizei laufen und ihren Vertrag so fest als möglich schließen. Das sind gute Enthusiasten, und da das Zappeln, Schwitzen und Herumrennen ihnen Spas macht, so mögen sie es denn haben. Es gehört für solche mit zu den Annehmlichkeiten der Reise. Kommen diese in die erste halbtalienische Stadt, wie Trient z. B., so übersetzen sie auch ihren Namen sogleich ins Wälsche, wenn sie ihn ins Fremdenbuch schreiben, und man soll ihnen auch diese Freude nicht mißgönnen, wenn es gleich lächerlich genug ist diese Leipziger oder Braunschweiger Pietro's, Giovanni's, Giuseppe's, Carlo's zu finden, die einen übelklingenden Fitzenhagen, Rennebohm, Katzen-, Doppel- oder andere Meyer hintennach schleppen.

Schließt man mit einem Vetturin einen Vertrag, so hüte man sich den Neuling blicken zu lassen, und zeige ihm Ernst. Denn dem Vetturin ist das Geschäft ein sehr ernstes, und er liebt in diesem Augenblick nicht zu scherzen. Einen deutschen Kutscher kann man wohl „Schwager“ nennen, ihm auf die Schulter klopfen, und allenfalls einen Spas mit ihm machen, und der Deutsche läßt deutlich merken, wie das einen guten Eindruck auf ihn macht, und ihm wohl ein paar Gläschen mehr unterwegs ver-

*) Das Handgeld.

heißt. Dem Italiener ist aber damit nicht gedient; er trinkt nicht, außer der Mahlzeit, und der Wein kostet überdies wenig in seinem Lande. Aber ein oder zwei Zwanzigkreuzerstücke sind ihm schon erheblich, und wenn man ihm gerade nicht knauserig abzwacken will, so gefällt ihm das, und spornt ihn an, sorgfältiger zu seyn, und gehorsamer allen Bedürfnissen seiner Reisenden nachzukommen. Man kann sich in dieser Hinsicht viel besser auf den Vetturin als auf einen deutschen Kutscher verlassen, der bald sich, bald seine Pferde schonen will, und selbst zu viel Bedürfnisse hat, um sich dem Reisenden unterordnen zu können. Der Vetturin ist auch niemals grob, besonders wenn man ihm nur einiges Wohlwollen blicken läßt im Verfolg der Reise.

Ich bin auf meinen mannichfachen Reisen, die ich immer nach kleinen Zwischenräumen zurücklegte, mit vielen Vetturinen in Berührung gekommen, und habe mich nie zu beklagen gehabt. Sie sind nicht ohne eine gewisse Listigkeit, es machte mir aber Vergnügen sie darin zu beobachten, und ihren Plan zu zerstören, was mir immer gelang. Oft hatte ich Reisegefährten, die vor Zanken nicht zu Tische kamen und sich dann bleich und entsetzt zu den kalten Schüsseln setzten, und den Appetit verloren hatten; meine Weise war der ihren entgegengesetzt, und ich habe nie eines Vetturins wegen meine Mahlzeit aufgeben müssen. Aber ich genoß auch den Vortheil bei meiner ersten Reise nach Italien mit einem Kaufmann aus Florenz den Weg zu machen, den ich in dem Umgange mit Vetturinen nicht ohne Nutzen studirte.

Die Preise von Botzen bis Verona sind mit rückkehrenden Vetturinen folgende: bis Trient fünf, höchstens sechs Zwanzigkreuzerstücke, von da bis Roveredo zwei, höchstens drei, von dort bis Verona zwölf bis funfzehn für einen Sitz in einem Wagen,

den man sich vorher zeigen läßt, um seinen Platz selbst zu bezeichnen.

Sind keine rückkehrenden Gelegenheiten vorhanden, und man ist genöthigt besondere anzunehmen, so muß man freilich mehr bezahlen; doch wird selten oder nie dieser Fall eintreten, da es auf der ganzen Straßse an lebhafter Concurrenz nie mangelt.

Wir hatten zwei Plätze bis Botzen für eilf Gulden in einem schönen Mailänder Wagen bereits erhandelt, als uns zwei Künstler aus Norddeutschland beweisen wollten, daß wir zu viel bezahlt hätten. Ein Vetturin hatte sie und ihr Gepäck bis Roveredo für den Preis von vierundzwanzig Zwanzigern, das sind neun Gulden sechsunddreißig Kreuzer, übernommen. Die Reise währte drei volle Tage, und mußte nach dem oben angezeigten, geringsten Satze mehr als sechzehn Gulden kosten. Sie brüsteten sich damit, als Neulinge einen so günstigen Handel geschlossen und einen Vetturin überlistet zu haben. Ich wußte aber aus Erfahrung, daß ein Vetturin, nach Umständen zwar sehr billig fährt, jedoch nie aus seiner Tasche die Reisekosten bestreitet, und machte sie daher darauf aufmerksam, sich vorzusehen. Sie lachten und sagten, es sey ein ehrlicher Kerl, aber sie hätten streng die Vorschrift ihres Reisehandbuchs befolgt, dem Vetturin stets die Hälfte seiner Forderung abzuhandeln, und er hätte sich das gefallen lassen; ich hätte aber bedeutend zu viel bewilligt. Nach dem Abendessen nahmen sie Abschied, weil sie um halb vier Uhr aufbrechen mußten, dieß war die Bedingung ihres Vetturins; ich reiste mit dem meinigen erst um fünf Uhr ab, und war doch sicher bis Sterzing oder Mauls zeitig genug ins Nachtquartier zu kommen.

Als der Hausknecht am andern Morgen mich zu wecken kam, brachte er mir Grüsse von den beiden Künstlern. „Nun, sind sie mit dem Vetturin ohne

Streit weggekommen?“ fragte ich, „sie sind gar nicht weggekommen,“ erwiderte der Hausknecht, „aber sie lassen Sie grüßen und werden beide nun mit Ihnen reisen. Sie haben den Rücksitz bei Ihrem Mailänder genommen.“ Nicht lange darauf suchten mich die beiden Herren auf und erzählten mir: ihr Vetturin sey zwar zur rechten Zeit gekommen, habe aber erklärt, daß er nicht fahren könne, und wollte das Handgeld verloren geben. Damit beruhigten sich aber die Reisenden nicht, und da der Italiener zu schimpfen und fluchen begann, und sagte, es sey schändlich von ihnen für solchen Preis fahren zu wollen und seine Unwissenheit zu benützen, um umsonst nach Italien zu kommen, da er zum ersten Male in diesem Lande sey; so ging einer der beiden Reisenden auf die Polizei und verlangte, daß man den Kerl zwingen solle, und erzählte den Fall. Ein Polizeidiener erschien und stellte den Italiener zur Rede, der nun zu weinen begann, und endlich gestand, daß er einer englischen Familie seine vier Pferde bis Rom für hundert Napoleond'ors vermiethet habe, und da man seinen Schaden und Ruin ja nicht verlangen werde, er unmöglich für neun Gulden diese Herren nach Roveredo fahren könne. Er wolle ja gern die Capara verlustig gehn, und sie könnten dann mit dem Mailänder abschließen. Dieß gab der Gerechtigkeit einen Wink, und nach einigen Debatten mußte der Vetturin selbst mit dem Mailänder die zwei Plätze accordiren, und ihm bezahlen, was er verlangte, und die Herren behielten die Capara obendrein. Er war mit allem zufrieden. Der Polizeibeamte aber ermahnte die beiden Reisenden in Zukunft vorsichtiger zu seyn, da sie in Italien in ähnlichem Falle nicht so leicht ihr Recht durchsetzen würden; der übermäßig wohlfeile Preis ihnen aber sogleich hätte anzeigen sollen, daß er sie bloß aus Speculation angenommen habe, um — wenn

er noch mehr Passagiere erhielt — sie zu behalten, wo nicht sie auf irgend eine Weise los zu werden. Mit der englischen Familie hatte es aber seine Richtigkeit. „Je größer der Spitzbube,“ brummte unser Mailänder zwischen den Zähnen, „desto glücklicher ist er. Er wird reich bei diesem Handel.“

Als die beiden Herren zu uns einstiegen, hatte sich der wortbrüchige Vetturin eingefunden, ein bildhübscher großer Mensch, in gelbledernen Bein Kleidern, hohen Stiefeln, der grünen Manchesterjacke, und dem rothseidenen Halstuche, die Haare glänzend schwarz, und in langen, gedrehten Locken, unter dem schief aufgesetzten Hute hervor hängend. Er war die Höflichkeit selbst, und that hundert kleine Handreichungen, „Ah, Sie haben mich unglücklich machen wollen, das war nicht recht!“ murmelte er kopfschüttelnd, indem er gleichsam schmerzhaft lächelte und die weißen Zähne wies. Dann warf er den Schlag zu, und die braune Hand auf demselben, trabte er eine kurze Strecke neben dem Wagen, sah nach den Rädern, dem Hemmschuh, rief unserm Kutscher einige Verhaltensregeln und den Pferden einige Liebkosungen zu, nahm von uns höflichen Abschied, wünschte uns die glücklichste Reise und lief dann zurück.

So sind diese Leute! der Vetturin glaubte nicht im geringsten Unrecht zu haben und fand den Vergleich ganz in der Ordnung. Ein deutscher Kutscher hätte es wohl nicht gewagt die Reisenden anzuführen; wenn dieß aber doch als möglich angenommen wird, so ist es nicht denkbar, daß er sich zum Vergleiche auf diese Weise verstanden haben würde, noch weniger aber würde er mit den Reisenden freundlich gewesen seyn; selbst der englischen Familie hätte er kein heiteres Gesicht gezeigt, und vor allem würden die armen Pferde seine üble Laune haben entgelten müssen.

Ich hielt diesen kurzen Beitrag zur Charakteristik der Vetturine nicht für überflüssig, da sie auf dem Wege nach Italien eine allerdings bedeutende Rolle spielen, und sich selbst die vornehmsten Familien jetzt ihrer bedienen. Ich begegnete oft reichen Engländern, die mit Vetturinen reisten, und die Herzogin von Leuchtenberg hatte nicht nur ihre sämmtlichen Wagen von Vetturinen fahren lassen, sondern ihnen sogar ihre und ihres Gefolges Beköstigung bis München in Accord gegeben. Der Vetturin forderte in jedem Gasthose das Nöthige und handelte darum mit den Wirthen auf das genaueste, die darüber laute Klage erhoben, da sie ja doch nur durch solche Reisende, wenn sie einigen Aufwand machen, einen erlaubten größern Gewinn zu erzielen im Stande sind. —

Kaum waren wir aus dem Triumphbogen, als unser Mailänder abstieg, seine Manchesterjacke auszog und in ein blaues Hemde fuhr, dann zu Fusse ging und mit seinen Pferden eine lebhafte Conversation begann, wobei er ihnen allerlei zärtliche Namen gab. Diefs thun sie gewöhnlich bei der Abfahrt.

Der Triumphbogen, der hier zwischen der hübschen Neustadt und der Vorstadt Wiltau errichtet ist, zeigt auf der einen Seite die Embleme der Freude und des Glanzes, weil er zum Andenken der Anwesenheit der Kaiserin Maria Theresia errichtet wurde; auf der andern Seite jedoch sieht man die Attribute des Schmerzes und der Klage, weil während dieses Besuches der Kaiser von einem plötzlichen Tod ereilt wurde. — Dieser Bogen ist 1765 errichtet worden. Unter den Medaillons die seine Seite, nach Süden hin, schmücken, ist das der nachmaligen Königin von Frankreich, Maria Antoinette, als Erzherzogin bemerkenswerth.

Sobald man die letzten Häuser der Vorstadt hinter sich hat, geht es merklich bergauf, und man befindet sich am Fusse des Berges Isel, wo zweimal blutige Schlachten, während der letzten Insurrection, statt gefunden haben. Ein Blick zurück zeigt uns Innsbruck auf eine wahrhaft reizende Weise. Man versäume nicht sich danach umzusehen. Auch Abends ist der Anblick überraschend, wenn die vielen hundert Lichter sich im Thale zeigen und im klaren Inn widerspiegeln. Vom Gipfel des Isel gelangt man sogleich zum Fusse des Schönbergs, der steilsten Höhe, der ganzen Strasse. Ein unangenehmer Weg, den die meisten Reisenden zu Fusse zurücklegen, um es den Pferden leichter zu machen. Man versäume dann aber nicht sich nach dem Fußpfade zu erkundigen, der den Weg um ein Beträchtliches abkürzt. Auf der Höhe übersieht man das liebliche Stubaythal mit seinen Gletschern; ein herrlicher Anblick, den man aber bald wieder verliert. Von hier wird die Gegend einförmig und uninteressant. Man kann getrost sein Schläfchen machen, denn man versäumt nicht das Geringste. Diels ist das Wippthal, welches von der Sill durchströmt wird, die vom Brenner herabkommt. Schlafend kommt man durch Mattrei und hält in Steinach, einem freundlichen Orte, wo der Vetturin füttert. Auf der Post ist es sehr gut, aber auch die andern Gasthöfe sind lobenswerth. Hier fanden wir große Gesellschaft, denn mehrere die Strasse fahrende Vetturine und Kutscher waren eingekehrt. Man merkte auf den ersten Blick, daß man sich Italien näherte. Fast alles sprach Italienisch. Es waren einige Kapuziner da und viele Weltgeistliche, im gewöhnlichen Leben geistliche Herren genannt. Die große Kellnerin auf der Post, mit dem sanften, freundlichen Gesichte, hatte alle Hände voll zu thun.

Hier in Steinach wurde Tyrol's größter Maler,
Knoller

Knoller geboren, das Haus seiner Eltern ist mit einer goldenen Inschrift auf grauem Marmor bezeichnet. Er brachte fast sein ganzes Leben in Italien zu, und war Director der Kunstschule in Mailand. In der Kirche sind drei schöne Altarblätter von ihm, welche es verdienen, von den Reisenden gesehen zu werden.

Hinter Steinach kommt man zu dem Dorfe Stal-
lach am Fusse des Brenners, dessen Gipfel sich mehr
als 6000 Fufs über dem mittelländischen Meer er-
hebt. Die Strasse führt bequem über einen Sattel
des Berges bis zu dem etwa 4000 Fufs hoch gelege-
nen Wirthshause. Der Weg über den Brenner ist
nicht interessant; an schönen Aussichten gebricht es
gänzlich, weil von beiden Seiten waldbewachsene
Höhen befindlich sind. Die Temperatur wird merk-
lich rauh, und im Herbst und Frühjahr sind Schnee-
gestöber nicht selten. Das Wirthshaus auf dem Bren-
ner, wo zugleich die Post ist, zeigt keine einladende
Seite. Ueberall Schmutz, die Mahlzeit nicht erlesen
und dabei sehr theuer. Man thut besser, in Steinach,
wenn es gleich noch etwas früh seyn sollte, seinen
Mittag zu halten, und hier, wo die Pferde ausrasten
müssen, Kaffee zu trinken. Der Gebirgsee, unweit
des Posthauses, am südlichen Abhange, soll treffliche
Forellen besitzen, die weit und breit ein grosses
Renommée erlangt haben. Ich kann die Wahrheit
nicht bestätigen, da ich hier zweimal mit zwar kost-
baren, aber nicht vorzüglichen Forellen bewirthet
worden bin.

Eine grosse, gedruckte Karte verkündet die Merk-
würdigkeiten und Naturwunder, die man von hier
aus in wenigen Stunden erreichen kann, als da sind
Ferner, Wasserfälle und dergleichen. Ich glaube nicht,
dafs wißbegierige Reisende sich von diesen Verhei-
ssungen hier zurückhalten lassen werden; ich bin nie

in den Fall gekommen, und rathe aufrichtig zur Weiterreise. —

Wie ich im Herbste 1833 von Venedig nach München zurückkehrte, nahm ich in Botzen den Eilwagen, um den mir genugsam bekannten Weg so schnell als möglich zurückzulegen. Wir waren über dreißig Personen, die in sechs Wagen fortgebracht wurden, die, mit Ausnahme der zwei eigentlichen Eilwagen, auf jeder Station wechselten. Wenn schon dieß die Reisenden nicht in den besten Humor versetzte, so war es noch mehr das grobe Betragen eines Postbeamten aus Padua, der eines Privatgeschäftes wegen mitreiste, und die Stelle des Conducteurs einnahm, sich aber ganz unrichtiger Weise Postdirector *) titulirt wissen wollte, und dabei keine der Obliegenheiten des Conducteurs erfüllte.

Wir kamen in stürmischer Nacht auf dem Brenner an, und da es hier an guten Wagen fehlte, so wurden wir zu zehn Personen auf einem sogenannten Zeiselwagen eingepfercht, den ein Bauer kutschirte, und dieß saubere Fuhrwerk sollte für einen Eilwagen gelten. Kaum waren wir eine halbe Stunde gefahren, als wir ein Rad verloren, und nun die Aussicht hatten, in Finsterniß, Sturm und Schnee eine gute Stunde zu warten, bis der Bauer zum Posthause zurückgeritten seyn würde, um uns ein anderes Rad zu holen. Wie wir das Ding aber näher besahen, so zeigte sich, daß der Nagel vorzustecken vergessen worden war. Schimpfen und Fluchen half hier nichts; der Nagel mußte gesucht werden. Ich ging indess mit meiner Frau voraus, in der Hoffnung, der Wagen würde uns bald eingeholt haben. Er holte uns aber nicht ein, und wir machten fast die ganze Station, bei dem schlechtesten Wetter und Wege, zu Fuß. Ich konnte mich nicht enthalten über das Post-

*) In Padua gibt es keinen Postdirector.

wesen in diesem Theile der österreichischen Monarchie, dessen Mängel ich durch eigene Erfahrung so ziemlich kennen gelernt hatte, vor der ganzen Reisegesellschaft meine Meinung auszusprechen, und schloß mit den Worten: „Ich wollte lieber mit einem Tartar nach Constantinopel reiten, als jemals wieder einen Tyroler Eilwagen besteigen.“ Mein Zorn hatte übrigens seinen guten Grund, und die andern Reisenden schienen ihn zu theilen, wenn sie ihn gleich nicht eben so laut äußerten. Ein junger Mann, der ganz still geschwiegen hatte, gab mir den Rath, ich möchte bei der Oberpoststelle in Wien meine Beschwerde einreichen und den sogenannten Postdirector aus Padua verklagen. Ich erklärte ihm aber, daß ich weder das Postwesen in Tyrol verbessern wolle, noch glaube auf diesem Wege etwas dazu beitragen zu können, daß ich aber meine Meinung darüber überall offen sagen und die herrliche Einrichtung gebührend loben würde. Der junge Mann schwieg. — Als ich später nach Innsbruck kam, um mich einige Wochen daselbst aufzuhalten, mußte ich einer Aufenthaltskarte wegen zum Polizeicommissär gehen. Ich war überrascht, in ihm jenen jungen Mann wieder zu finden. Er nahm mich sehr freundlich auf, gedachte unsers Abenteuers auf dem Brenner, und bot mir einige französische Zeitungen zu lesen an, die so eben angekommen waren, und die man dort zu Lande nur sehr schwer erhalten kann. Ich aber merkte mir den Fall, und nahm mir vor, in Zukunft, selbst bei Unannehmlichkeiten solcher Art, meine Zunge im Zaume zu halten. Man kennt weder die Personen, die im Eilwagen uns gegenüber sitzen, noch weniger aber die Beamtenpflicht eines k. k. Polizeicommissärs, der — was das äußere Benehmen betrifft — unter allen Polizeibeamten der Welt gewiß als der höflichste und gebildetste obenan gestellt werden muß. Dieß ist in allen Provinzen des Kaiserstaats — so weit ich sie

kenne, und das ist von den Gränzen Polens bis an das adriatische Meer — überall der Fall. —

Vom Posthause des Brenners kommt man an den See, wo die guten Forellen seyn sollen, der aber nur von kleinem Umfang ist; dann gelangt man zu einem einsam gelegenen Bade, wo arme Landleute der Umgegend Hülfe suchen, und von hier geht es den Brenner abwärts nach dem alterthümlichen Sterzing, mit den spitzen Dächern, den weiß angestrichenen Häusern und den langen Dachrinnen, wenn gleich nicht jene fabelhaften Ungeheuer aus Metall daran zu erblicken sind, von denen Mercey spricht, der so französisch-naiv war, die blanke Heraldik der Wirthshäuser an der Straßse nicht zu verstehen, und für alte, gnostische Zierrathen zu halten. Hier „zum Nagerl“ findet man einen Gasthof, der wohl einigermaßen mit denen in der Schweiz rivalisiren kann. Die größte Reinlichkeit, die beste Küche und eine artige Bedienung findet man hier. Die Zeche ist dabei nicht unmäßig, und das hat der Tyroler Gasthof vor den Schweizern voraus. Die Höhen rechts führen zum Jaufen, von wo man nach St. Leonhard in Passeyr steigt. An dieser Stelle haben blutige Gefechte im Jahre 1809 statt gefunden.

Da es noch früh am Tage war, so blieben wir in dem einladenden Nagerl dießmal nicht, dessen junge, hübsche Wirthin, mit dem dunkeln, südlichen Gesichtchen, mit unserm Vetturin recht geläufig italienisch sprach.

Wir wollten noch an diesem Abende Mauls erreichen. —

Die Eisack, die uns von der Höhe des Brenners begleitete, und dem ganzen Thale bis Botzen den Namen gibt, hat ihr Bett in Felsen gewühlt, die hier ziemlich nahe zusammenrücken. Es ist ein wilder, tosender Strom — ich konnte, als ich ihn das erste

Mal sah, mir Immermann's malerische Verse nicht aus dem Sinne schlagen:

Die Brücke lag in Trümmern, und die Eisack,
Von wildverschränkten Todtengliedern starrend,
Sprang, wie ein rasend Unthier, über's Schlachtfeld.

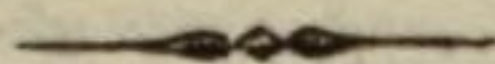
Er mußte sie gesehen haben, als er das dichtete. —

Eng, von hohen Bergen umgeben, sahen wir endlich Mauls vor uns, unser heutiges Nachtquartier. So unansehnlich das Dorf uns schien, so freundlich lag der reinliche Gasthof mit seinen grünen Sommerläden, seinen Erkern und seinem reich vergoldeten Schild an der Strafe. Wir hatten seit Steinach nichts gegessen, und waren daher hungrig; aber schon in einer Stunde war der Tisch gedeckt und mit so vielen dampfenden Speisen besetzt, daß noch einmal so viel Gäste sich reichlich daran sättigen konnten. Wir hatten in der Vorhalle decken lassen, da der Abend sehr schön war; und da sahen wir denn, wie die tüchtige Wirthin commandirte und alle Mägde hin und her liefen, um unsere Mahlzeit zu bestellen. Es machte uns Vergnügen, diese Geschäftigkeit zu beobachten, und die Reinlichkeit, die bei allen diesen Hanthierungen herrschte, freute uns und erhöhte unsern Appetit noch um ein Bedeutendes. Nachdem wir eine reichliche Mahlzeit und ein treffliches Dessert, wie wir es in einem Dorfe nicht vermutheten, eingenommen hatten, machten wir uns auf eine tüchtige Zeche gefaßt, die wir auch gern für diese Bewirthung entrichtet haben würden. Am andern Morgen erhoben wir uns gestärkt von dem reinlichen und bequemen Lager, tranken reichliche Schalen Kaffee, und aßen geröstete Butterschnitten dazu, und unsere Rechnung betrug — einen Gulden sechs Kreuzer für den Kopf. Ich bemerke dieß alles so umständlich, weil dieß das wohlfeilste Gasthaus ist, das ich jemals auf meinen Reisen angetroffen habe,

und ich daher die wackere Wirthin in Mauls hiemit recht sehr empfohlen wissen will. — Bei schönem Wetter rollten wir fort; das Thal wird bald breiter; man nähert sich der Weinregion; hier beginnt Südtirol, und italienische Lüfte schmelzen schon häufig den Schnee an den Abhängen der Berge, die gegen Mitternacht noch lange damit bekleidet bleiben.

Zweite Abtheilung.

Südliche Thäler.



und die Natur der Dinge ist nicht
etwas, was man sehen kann, sondern
etwas, was man verstehen muß.
Die Natur ist nicht ein Gegenstand,
sondern ein Verstandesgegenstand.
Die Natur ist nicht ein Ding,
sondern ein Verstandesding.
Die Natur ist nicht ein Objekt,
sondern ein Verstandesobjekt.

Zweite Abtheilung.

Ästhetische Theil.

I. Capitel.

Das Eisackthal.

Die Festung des Eisackthals. — Unterau. — Brixen. — Der Mechaniker Tschugmall. — Pusterthal. — Enneberg und die Badioten. — Die Dolomite. — Ritter Prack. — Tizian. — Schiffbarmachung der Eisack. — Klausen. — Der Kuntersweg. — Botzen. — Abusiv-Währung. — Die Kaiserkrone. —

Nachdem wir ungefähr eine Stunde von Maults weg waren, erreichten wir den Platz, wo eine jener Festungen erbaut wird, welche Tyrol unüberwindlich machen sollen. Es herrschte eine ungeheure Lebendigkeit hier. Tausende von Ameisen, von denen jede sich mit einem Strohhälmchen abmüht, machten ungefähr den Eindruck, den diese armen Kroaten auf mich hervorbrachten, welche einen Berg in Stücke zerlegten, und ihn in möglichst kleinen Fragmenten hinwegtrugen, während Andere Thürme unter und über der Erde erbauten, Gräben zogen und Wasserleitungen anlegten, indess wieder Andere Baracken von Holz aufführten, und Küchen, Waschhäuser und Backöfen darin, um den täglichen Bedürfnissen jener bauenden Menge bauend wieder abzuhelpen. Das Ganze glich den alten Bildern vom Thurmbau zu Babel. Man hält hier gewöhnlich still, steigt aus, und macht einige hundert Schritte, um sich die Sache in der Nähe anzusehen. Wer eine Empfehlung an einen der leitenden Ingenieure sich in Innsbruck verschaffen konnte, wird alles en detail bewundern dürfen; wer dieß versäumte, oder wer für den Fe-

stungsbau nicht eben eine große Neigung hat, muß sich ohne Empfehlung damit begnügen, die Werke über der Erde zu betrachten, da ihm der Eintritt in die Souterrains nicht gestattet wird.

Mehr als der Bau selbst interessirte mich die Campagne-Wirthschaft der Mannschaft und Officiere; ein Anblick, den man während dieses zwanzigjährigen Friedens wohl zu den Curiositäten zählen kann, und der mich zwar an eine trübe und unruhige Jugend erinnerte, die aber doch als Jugend ein angenehmes Gefühl in mir erweckte. Was man in dieser Art während großer Lustlager zu sehen bekommt, ist hiemit nicht zu vergleichen; dort ist alles nur Schein, ein Theaterspiel *à la Franconi*; hier ist es mindestens halber Ernst. Es wird ein Werk aufgeführt, das trotzender wie Felsen, vernichtender wie Lawinen werden soll; ein künstlicher Bau, regelmäßig und glatt, der den schroffen, unregelmäßigen Felsen ringsumher, ihm an Größe so weit überlegen, die Stirne bieten wird. Tausende von Arbeitern graben, schaufeln, sprengen Felsen, behauen Steine, schleppen und karren. Aber ein kriegerisches Werk verläugnet seine Natur selbst mitten im Frieden nicht. Die Arbeiter, die es schaffen, erkranken und sterben zu Hunderten. Regen, Hitze, Wein, Wasser, Obst, alles ist ihnen verderblich; was die Ruhr verschont, rafft das Fieber hin, und wer diesem trotzt, wird von dem Felsblock erreicht, den die Mine in die Luft sprengt. Jede werdende Festung umgibt schon ein weiter Kreis von Leichen, welchen spätere Belagerungen, wie sie jetzt geführt werden, nur wenig vermehren. Man sagte mir, Brixen habe durch den Festungsbau an Leben gewonnen; ich fand den Tod darin, der sich in den vielen Spitälern recht widerlich breit machte. —

Wer Abends nach Unterau kommt, das hart am Wege, nur wenig von dem Bauplatz entfernt liegt,

wird durch den Anblick, der sich ihm barbietet, noch mehr überrascht werden. Zwar ruht die Arbeit ringsum; dafür regt sich aber Leben in der kleinen, sehr bevölkerten Stadt von Holz, die das Werk umgibt. Die Thüren stehen überall offen, und man gewahrt prasselnde Flammen, um die sich Gruppen gelagert haben, schwarz anzusehen, da die beleuchtete Seite sich dem Feuer zuwendet. Alles, was sie unternehmen, hat den Anschein des Grotesken, und man kann Stunden lang dastehen und das ruhigste Familienleben, wie das seltsamste Abenteuer anstauen, da die Leute doch nichts Anderes thun, als waschen, kochen, Kleider putzen, Kinder wiegen oder dergl. Aber Nacht, Ferne und grelle Beleuchtung üben einen mächtigen Zauber. Im geräumigen Wirthshause zu Unterau ist auch ein tolles Treiben, und wer, wie ich, einst in den Fall kommt, hier ein Nachtquartier zu suchen, kann von Glück sagen, wenn er angenommen wird. Das obere Stockwerk haben Officiere im Beschlag, in den untern Räumen wird Wallensteins Lager, zwar nur im Kleinen, aber doch besser als auf unserm ersten Theater aufgeführt. Der Dunstkreis ist mit Knoblauch, Zwiebeln, Branntwein und dem Rauche des schlechtesten Regietabaks geschwängert; steigt man die Treppe hinauf, so wird der Tabaksgeruch etwas edler, und Punschdampf ersetzt die Stelle des Branntweins; Knoblauch und Zwiebeln bleiben aber unverändert. Ich habe schon gesagt, daß hier kroatische und illyrische Truppen hausen, und die Vorliebe für „ein Rostbratel,“ mit jenen Ingredienzien gewürzt, wird erklärlich. Die Wirthin sitzt im Hause unten, schreit mit den Mägden und schreibt auf; der Wirth muß den Soldaten drinnen zu trinken geben; die Kellnerinnen haben alle Hände voll mit den Officieren oben zu thun. Ich glaube, der Wirth in Unterau hat den reellsten Profit bei der Sache. In der hölzernen Baracken-

stadt fehlt es jedoch auch nicht an einer Restauration und einem Kaffeehause, wo es munter zugehen soll, und wohin ich von einem der Herren eingeladen wurde, die in unserm Schlafzimmer bei unserer Ankunft soupirten. Sie unterhielten sich auf Deutsch, das sie jedoch mit einem slavischen Accent aussprachen, und ihre Unterhaltung bezog sich auf den Reichthum der slavischen Idiome. Sie beschleunigten ihre Mahlzeit, wie es schien aus Rücksicht für uns, und ließen sich ihren Punsch in ein anderes Zimmer tragen, indem sie uns höflich gute Nacht wünschten. Wir waren ihnen für diese Schicklichkeit sehr verbunden, und suchten durch Oeffnen der Fenster und eine reiche Libation kölnischen Wassers jede Spur ihrer Anwesenheit zu vertilgen. Allein vergebens! Noch andern Morgens hafteten die Düfte des kroatischen Nachtmahls an unsern Kleidern, und ein frischer Wind, der vom Brenner blies, befreite uns erst nach und nach von dieser lästigen Begleitung.

Wo das Thal eine schöne Bucht bildet, von grünen Höhen eingeschlossen, und das rauhe Steinbette der wilden Eisack einige Wiesenpolster zu beiden Seiten annimmt, haben die alten geistlichen Fürsten von Brixen ihre Residenz gebaut. Sanct Cassian gründete dieses Bisthum schon um 360. Erst 1802 wurde es zu Tyrol geschlagen. Es soll 17 Quadratmeilen mit 26,000 Seelen gezählt haben. — Brixen wird von den Italienern *Bressanone* genannt. — Die Luft wird hier mit einem Male so mild, daß der erste Wein gedeihen kann, Nufs- und Castanienbäume die Strafe einfassen, und die Häuser beschatten. Das frischere Grün und die anmuthigere Formation des Baumschlags, der sich hier in rundern, gleichvertheilten Massen dem Auge darstellt, bringen einen freundlichen Eindruck auf das Gemüth hervor, und wir sahen Brixen, das vor uns lag, recht viel

Südliches, ja wohl gar Italienisches an, obgleich es seinen ächt deutschen Charakter keineswegs verläugnen kann. So geht es uns mit unsern Täuschungen; sie haben ihren Quell lediglich in unserer Stimmung, und wir tragen diese auf die außer uns liegenden Gegenstände über. Die zwei schwarzen, mit hellstrahlenden goldenen Kreuzen versehenen Thurmspitzen der fürstbischöflichen Pfarrkirche geben dem Stadtprospect allein ein gutes Ansehen. Sogleich bei der Einfahrt überzeugt man sich, daß Brixen ein unsauberes, schlechtgebautes und eben so gepflastertes Städtchen sey. Man findet in der Domkirche einen sehenswerthen Christus von Schöpf, dem Schüler Knollers, und einige Stücke von Christoph Unterberger, der in Rom lebte und dort unter dem Namen *Christoforo* gekannt ist. Im Jahre 1080 wurde hier das Concil gehalten, auf dem Gregor VII abgesetzt wurde. — Unweit der Post ist ein Kaffeehaus, wo man schnell bedient wird, und wo die Passagiere des Eilwagens gewöhnlich einzukehren pflegen. Der erste Gasthof ist aber „zum Elephanten“, ein weitläuftiges und unregelmäßiges Gebäude, wo man eine gute Zeche zu machen versteht. Auf der ganzen Fronte des Hauses ist ein Elephant mit seinen Führern und Begleitern in hellen Farben abgemalt, um, wie die Inschrift besagt, die Erinnerung an den ersten Elephanten zu behalten, welcher am 2 Januar 1551 in dieser Stadt gesehen wurde. Der Maler war von dem Anblicke des Ungeheuers zu sehr überrascht, und muß daher seinem Pinsel einige Ausschweifungen gestattet haben, denn ich kann mich nicht überreden, daß seit den dreihundert Jahren die Elephanten sich so merklich verändert haben sollen.

Der Fürstbischof von Brixen soll ein gelehrter, aber strenger Mann seyn, der sehr wohlthätig ist, und Hülfbedürftigen, zur Ausbildung ihrer Talente,

kräftige Unterstützung angedeihen läßt. Der bekannte Mechaniker Tschugmall, dessen niedliche Automaten fast in ganz Deutschland gekannt sind, erzählte mir, daß er von diesem Mäcen bedeutende Summen erhielt, um seine Versuche zu machen, da ihm alle weitere Anleitung fehlte. Er ist aus dem Unterinntale gebürtig und lernte zuerst das Tischlerhandwerk. Dann machte er die Freiheitskämpfe unter Hofer mit, und trug ehrenvolle Wunden davon; seine Hütte wurde niedergebrannt, und er verlor all sein Hab und Gut. Hierauf zog er in die Gegend von Brixen und lebte viele Jahre, ich glaube sieben, als Kohlenbrenner in einem wilden Bergwald, abgeschieden von aller Welt, und übte sich darin, bewegliche Figuren hervorzubringen, womit er sich in Gedanken schon seit frühester Jugend beschäftigte, da eine unwiderstehliche Lust seit lange ihn dazu antrieb. Mit den ersten, unvollkommenen Versuchen begab er sich zum Fürstbischof, und es gelang ihm dessen Aufmerksamkeit zu erregen, und seine Theilnahme für sich zu gewinnen. So wurde er nach und nach ein geschickter Mechaniker und ein Mann, der sein Fach versteht, und sich auch über viele Dinge, die hineinschlagen, eine zureichende Belehrung zu verschaffen wußte.

Man pflegt sich nicht in Brixen aufzuhalten, sondern gleich nach Botzen die Reise fortzusetzen. Wer jedoch einen Abstecher in das Pusterthal machen will, muß, ehe er noch Brixen erreicht hat, von Unterau, an den neuen Festungswerken vorbei, die schöne Strafse einschlagen, die er links an den Bergen sich hinziehen sieht.

Eine Partie durch das ganze Pusterthal ist nicht sehr belohnend, und unangenehm wird es, daß man den Weg zweimal machen muß, der bis Lienz, an der Gränze von Kärnthen, ziemlich weit und langweilig wird. Das Thal gehörte bis 1500 den Grafen

von Görtz. Dann fiel es an Oesterreich, als Graf Leonhard ohne Kinder starb, und wurde 1511 Tyrol einverleibt. Es ist reich an Getreide, und ernährt auf seinen Alpen eine große Menge des schönsten Viehs. Der reizendste Punkt ist bei Bruneck, dem Hauptort, am Zusammenflusse der Mühl und Rienz, einem freundlichen, wohlhabenden Städtchen, in dessen Nähe sich die Bäder Winkel und Baumwald befinden, wo sich der Reisende, dessen Zeit nicht eben sehr bemessen ist, mit mannichfaltigen Excursionen in eine anmuthig malerische Gebirgsgegend, einige Tage wird unterhalten können. Kurz vor Bruneck liegt St. Lorenzen, und von hier aus läßt sich jedoch eine Tour unternehmen, die schon des Interessanten mehr bietet und von keinem Reisenden versäumt werden sollte. Es gilt einem Besuche bei den Badioten, wie man die Bewohner des Thales Enneberg gewöhnlich zu benennen pflegt.

Das kleine Enneberg, das wie das nachbarliche Gröden, zu dem wir später gelangen, seine eigenthümliche, wenn gleich von dem Grödnerischen, wiederum sehr abweichende Sprache hat, heißt in dieser: *Marò*, lateinisch: *Marubium*, von *Mons Mariae*, dem ältesten Wohnsitz und der ersten Seelsorgskirche dieser Bergbewohner. Gegen Abend trennen es die Landgerichte Gufidaun und Kolfuschg (*Colfusco*) von dem Thale Gröden. Hier erblickt man zum ersten Male Tyrols erhabenste Eigenthümlichkeit, die es vor der Schweiz und Savoyen voraus hat, seine wunderbaren Dolomitgebirge. Nichts gibt dem merkwürdigen Land einen so außerordentlichen Charakter als diese. In keinem andern Gebirg ist Aehnliches gefunden worden. Dolomieu beobachtete sie zuerst im Jahre 1789, und beschrieb sie am 30 Januar 1791 an *La Peyrouse* von Malta aus. Es sind hohe, weißse, zackige Felsen, die aus dem Innern der Erde vulcanisch emporgehoben wurden.

So sind alle vom Vesuv ausgeworfenen, sogenannten Kalksteine eben solcher Dolomit, wie auch die weissen Blöcke, die sich häufig am Albanersee bei Rom mitten unter Peperin vorfinden.

Leopold von Buch hat über diese merkwürdige Erscheinung höchst wichtige und eben so interessante Forschungen angestellt. Jeder, der zum ersten Male die Dolomitgebirge erblickt, wird sich seltsam überrascht fühlen. Bald sind es Obeliskten, Thürme, oder glatte Wände, die sich senkrecht viele tausend Fufs hoch, über die andern Gebirge erheben. Gewöhnlich sind sie blendend weifs; manchmal sehen sie gefrorenen Wasserfällen gleich. Die Klüfte in diesen Gebirgen sind den Zerberstungen ähnlich, wie man sie am Kalkstein in ausgebrannten Kalköfen sieht; man glaubt in den ungeheuern Herd eines solchen Ofens versetzt zu seyn. Diese Kette erstreckt sich zwischen Enneberg und Gröden in das Fassathal, wo es am Blackkofel und Rosengarten, bei einer Höhe von 9 bis 10,000 Fufs, seine grofsartigsten Schönheiten entfaltet. Dann findet sich der Dolomit, wenn auch nicht mehr in diesen überraschenden Formationen, in dem ganzen südlichen Alpenstocke bis zum Gardasee herrschend vor. Der ganze Boden von Enneberg ist vulcanisch und verläugnet seine Natur keinen Augenblick. Er ist in einer fortwährenden Bewegung begriffen. Ueberall bildet sich Gerölle in wulstähnlichen Massen, und über Nacht sieht man oft starke Bäume, durch die Gewalt der Bewegung von einander gerissen, Felsen getrennt, die früher zusammen hingen, und bodenlose Schluchten dazwischen. Trotz dieser Gefahren, die täglich drohen, und sicher einmal diefs Thal dem Untergange weihen, ist es von zahlreichen und sehr fleissigen Menschen bewohnt, die den Boden lieben, den sie in steter Lebensgefahr bebauen, und ihn mit keinem andern vertauschen möchten. In St. Vigil
(Plang

(*Plang da Marò*) erinnert ein, nach jedem Abendgeläute, wiederholter Glockenanschlag, daß dieß auf Kalkgrund lagernde Dorf schon zweimal, vor uralter Zeit, durch Ablösung des ihm nordwestlich liegenden Kalkgebirgs Nachts begraben wurde. Und die frommen Leute hören den schaurigen Glockenton, sprechen ihr Abendgebet und legen sich ruhig nieder — aber einst wird der Morgen tagen, wo der Fels auf ihnen ruhen wird, und sie keine Warnung mehr vernehmen werden, und Kirchthurm und Glocke und freundliche Wohnungen sind dann verschwunden, und alles zeigt nur eine Stätte gräßlicher Ruinen. — Ein so wunderbarer Boden mußte mannichfaltige Sagen gebären, und wirklich fehlt es auch hieran nicht.

An der Gränze des Ampezzaner Thales liegt der berühmte *Sasso di Stria*, oder der Hexenfelsen, von dem man Dinge wie vom Brocken erzählt. Man nennt ihn jedoch auch *Sas de Glatscha*, im Badiotischen, weil er vormals einen Gletscher getragen haben soll. An dem Bache der Wilden — *Ru da Ganna, ganta, bente ganna*, ein wildes Weib, auch eine große Ratze — soll einst ein Geschlecht wilder Halbmenschen gehaust haben, die wahrscheinlich aus der Begattung des Teufels mit den Hexen entstanden waren, wie sich auch in andern Gegenden eine ähnliche Sage erhalten hat.

Auch seinen eigenthümlichen Helden hat dieß Thal, der seiner Abenteuer wegen berühmt ist, und dessen Leben Stoff für Novellisten böte. Es war der Ritter Franz Wilhelm Prack zu Asch, der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts lebte, und am 7 Februar 1682 durch seine Erbfeinde, die Kolzen, Vater und Sohn, getödtet wurde. Er soll als trefflicher Bogenschütze berühmt gewesen seyn. Einst sah er aus seinem Fenster zu Asch die beiden Kolzen aus dem hohen Plajeswalde heranreiten. Die Entfernung war ungeheuer, er aber wollte sein Muthchen

an ihnen kühlen. Er ergreift seinen mächtigen Bogen und drückt ihn ab, und sein Pfeil streift richtig den Sattelknopf zur grossen Bestürzung des Reiters. — Als er mit den Ampezzanern in Fehde lag, machte er einem schönen Fräulein auf dem Schlosse Beutelsstein den Hof. Der Weg zu ihr hin führte über rauhes Gebirg. Dieß benützen seine Feinde, und tragen eine Brücke über einen Abgrund von zweitausend Fuß Tiefe ab, um ihm den Rückweg abzuschneiden. Von „süßser Lust glühend“, kommt der Ritter heran; die furchtbare Schlucht gähnt vor ihm, hinter sich sieht er die Feinde; es schien ihm keine Wahl zu bleiben. Da zieht er sein starkes Ross mächtig zurück und drückt ihm den Sporn in die Seiten; es setzt über. Mit den Vorderfüßen haftet es am jenseitigen Felsen, und die Hinterfüße arbeiten sich glücklich an der Wand hinauf. Jetzt ist er gerettet. Er steigt ab und küßt dem edeln Rosse die Füße, in Gegenwart der erstaunten Feinde, und reitet dann, sie laut verspottend, weiter.

Für geübte Bergsteiger ist der Weg in dieß Thal am besten auf folgende Weise zu machen. Von St. Lorenzen, im Pusterthal, geht man über Saalen, Placken, Zwischenwasser oder S. Maria, Hof und St. Vigil. Von hier in das Rauhthal auf die herrlichen Hochalpen *Fodaravedla* und Senes links, und Groß- und Kleinpannes rechts, dann bei St. Cassern, an den Ursprung der Gader, und über die Alpe Valparola, am Hexenfelsen vorbei, nach dem Schloß Andraz, an der Gränze von Tyrol. Von hier erstreckt sich ein wildes Hochgebirge bis nach Belluno hin. Ueber *Campolongo* geht man zurück nach Corvara, und von dort dem Hauptweg und der Thaleslänge nach in das Pusterthal.

Im *Campolongo* findet sich eine künstlerische Reliquie vor, die man hier nicht vermuthen sollte. Tizian wurde auf seiner Winterreise durch dieß

wilde Gebirge, im Widum *) zu *Colle di St. Lucia* aufgehalten, mancherlei Gefahren wegen, die auf dieser Strasse in solcher Jahreszeit nicht selten sind. Für die gastfreundliche Aufnahme malte er ein kleines Frescobild auf die äussere Mauer hin. Es stellte den Tod mit der Sense vor, alle Zeichen irdischer Grösse sammelnd. Später wurde das Bild übertüncht. Vor mehreren Jahren schickte ein Genueser Maler einen seiner Schüler her, um es untersuchen zu lassen. Dieser versuchte es zu reinigen, liess aber weinend davon ab, mit der Versicherung, Tizians Pinsel sey unverkennbar. Ein Fuss des Todes und einige Kronen sind alles, was jetzt gesehen wird.

Das Thal besitzt auch Heilquellen zu *Val d'Ander* und *Rumungs lungs*. **)

Von Bruneck steigt das Pusterthal mächtig hinan, und erreicht auf dem Toblacher Feld eine Höhe, die nur um tausend Fufs weniger als der Brenner beträgt, mithin ungefähr 5000 Fufs. Hier liegt das freundliche Innichen, wenn gleich in einer rauhen Gegend. Bei Toblach zieht sich die neue, merkwürdige Kunststrasse über Ampezzo nach Venedig, die jedoch von den Reisenden noch wenig benützt wird, obgleich sie eine der herrlichsten in Europa genannt werden darf, und voll der erhabensten Naturscenen ist. Ausserdem liegen in der Nähe von Toblach zwei der besuchtesten Bäder Tyrols, Maystatt und Prags, die besonders gegen Podagra und Gliederkrankheiten sehr gerühmt werden.

Man könnte vom südlichen Ende des Enneberg über Colfusco nach Gröden gelangen, und erreichte so die Botzener Landstrasse, nach einem Marsche von einigen Tagen bei Deutschen. Diefs wäre aber ein

*) Pfarrwohnung.

**) S. im 5. und 6 Bde. der Zeitschrift des Ferdinandeums mehr über dieses Thal.

sehr anstrengender und zum Theil gefährlicher Weg, zu dem wir nicht rathen können. Wir ziehen es daher vor, von Bruneck wieder zu Wagen nach Brixen zurückzukehren, und von dort auf der Poststrasse die Reise nach Botzen fortzusetzen.

Nachdem der militärische Lärm des Festungsbaus hinter Brixen plötzlich abbricht, erregt bald eine andere, nicht minder bedeutende Thätigkeit unsere Aufmerksamkeit. Es sind dieß die Unternehmungen jener italienischen Compagnie, welche Strassen anlegt, Flüsse schiffbar macht, und auch den Brixener Festungsbau in Accord nehmen wollte, welches jedoch die Regierung nicht zulässig fand. Jetzt hat sie die bedeutenden Waldungen gekauft, die am Fusse des Schlerngebirges stehen, um sie zu fällen und nach Venedig zu transportiren. Sie wird den ganzen Strich lichten, mit Ausnahme jener Stämmchen von einer gewissen Dimension, welche zum Nachwuchs stehen bleiben müssen. Das zerrissene, steinige Bett der Eisack wird nun durch Schleusen, Wehre und Dämme für die Flöschung hergerichtet, und sechszehn Sägemühlen verarbeiten die gefällten Baumriesen. Diese Werke, mit den Hütten der Arbeiter, größtentheils Italiener, die darin mit ihren Weibern und Kindern leben, verleihen diesem rauhen, schauerlichen Thal eine eigenthümliche Bevölkerung; sonst zog sich hier nur die Poststrasse neben dem Flusse hin.

So sehr man dem Unternehmungsgeiste dieser Italiener Gerechtigkeit widerfahren zu lassen geneigt ist, so will man hier zu Lande die Uebung, dergleichen öffentliche Arbeiten in Entreprise zu geben, nicht eben gut heißen. Die Unternehmer trachten gewöhnlich reich dabei zu werden, und das Geschaffene hält selten die Probe aus. Selbst der großen Strasse über das Wormser Joch wird in dieser Hinsicht nicht viel Gutes nachgeredet. Sie würde gewiß solider und zweckmäßiger von der Regierung ange-

legt worden seyn; als dieses von der italienischen Compagnie geschehen ist. Bei diesen Werken an der Eisack haben mehrere Weingutsbesitzer eine Cautionsleistung von den Unternehmern verlangt, weil sie durch das Eindämmen des reißenden Wildbachs an einigen Stellen Gefahr für ihre Reben besorgen. Diese haben sich indessen zu nichts verstehen wollen.

Bei Klausen verengt sich das Thal auf eine überraschende Weise. Es ist ein Klause (*chiusa di Bresanone*), welches so viel wie Engpafs bedeutet. Im Mittelalter wurde es Clausina, auch Clusium genannt. Die Häuser des Ortes bilden eine lange, schmale Strafe am Ufer der Eisack, und von dem Felsen oben blickt ein malerisches Burggemäuer mit einem hübschen Thurme darauf nieder, Seben genannt, darunter liegt ein Capuzinerkloster, welches die Wittwe Carls II. von Spanien gestiftet hat, worin dem Fremden einige interessante Gemälde und andere Merkwürdigkeiten gezeigt werden. Gegenüber auf der Höhe zeigt sich das stattliche Schloß, Griesbruck. Es ist recht angenehm, an einem schönen Tage, im Garten hinter dem Gasthause, in dem offenen Schießstande seinen Mittag zu halten. Man wird gut bedient. Die Forellen sind vortrefflich; aber der Botzener Wein muß hier von dem Fremden stark gewässert werden.

Ich gebe diese Vorsichtsmaßregel für alle jene Wirthshäuser an der Strafe an, wo man nicht mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen kann, in Hinsicht des Weines von Botzen aufrichtig bedient zu werden. Dieser Wein ist nämlich bald zuträglich, bald nachtheilig für die Gesundheit, und sogar die Eingebornen jener Gegend machen an sich selbst diese Erfahrung. Alle Höhen geben nämlich trefflichen und gesunden Wein; der Wein der Ebene hingegen kommt jenem an Kraft und Feuer nicht gleich, und ist auch bei weitem nicht so gesund. Der weißse, herbe,

wird gewöhnlich dem rothen, süßlichen vorgezogen, und nicht für so hitzig gehalten. Wer Wein von Terlan oder Siebeneichen fordert, wird gewiß zufrieden seyn, und kann sich, ohne Nachtheil zu befürchten, dem Vergnügen überlassen ein gutes Glas Wein zu trinken.

Hinter Klausen zieht sich die Strafe an schauerlichen, zerbröckelten Felsenwänden hin, die zum Theil darüber hereinhängen. Am jenseitigen Ufer streben sie aus dem Flusse gerade in die Höhe und lassen dem kleinsten Stückchen Anbau keinen Raum. Dieß ist der sogenannte Kuntersweg, der nach anhaltenden Regengüssen nicht ohne Gefahr zu passiren ist. Sehr oft lösen sich große Steine von den Massen los, und stürzen donnernd auf die Strafe. Einst fuhr ich mit dem Postwagen gegen Morgen von Botzen ab. Es hatte lange Zeit geregnet und gestürmt. Plötzlich hält unser Postillon, steigt ab und führt die Pferde am Rande der Strafe hin, und wie wir den Kopf zum Schlage hinauslegen, gewahren wir ein ungeheures Steinfragment mitten darauf, welches fast den ganzen Raum einnimmt. Der Postillon versicherte vor zwei Stunden des Weges gekommen zu seyn, ohne etwas davon gesehen zu haben, es war also vor kurzem erst herabgefallen; hätte uns — wären wir früher aufgebrochen — treffen können, und konnte auch jetzt noch von andern Stücken gefolgt werden. —

Ein Bürger zu Botzen, Heinrich Kunter, erhielt 1315 von König Heinrich die Bewilligung einen neuen Weg, am Fusse des Rittens, längs der reißenden Eisack durch die Felsen zu sprengen. Zum Fonds des Unternehmens wurde ihm die Errichtung eines Zolles bewilligt.

Auf den Höhen, welche den Kuntersweg zu beiden Seiten einschließen, befinden sich die herrlichsten Gegenden von Tyrol. Wie oft machte ich

früher diesen Weg, und glaubte die schauerliche Armuth hier unten am Wege sey alles, was Tyrol dem Reisenden biete; wie Viele ziehen jetzt noch diese StraÙe und wäñnen, sie kennten Tyrol, und die Höhe der Felsen, die sie mit ihrem Auge erreichen, sey die Höhe dieser Gebirge. Oben aber, auf diesem riesenhaften Gestelle breiten sich Hochebenen mit Feldern, Gärten und schönen Dörfern und Weilern aus; oben rinnen Flüsse und Bäche, und darüber hinaus ragen ungeheure Hörner und Spitzen, um die sich die Alpentriften mit ihren Blumen herumziehen, die sonnigen Matten, die tiefdunkeln Wälder, und die schimmernden Gletscher. Das oben ist Tyrol, hier hängen Thäler an Thäler von den Bergen nieder, wie ein ununterbrochenes Netz, bis zu den Thalebenen der Etsch, der Piave und der Brenta hin. Nur die tosende Eisack zerreißt dießs Netz, indem sie sich ihre Bahn, durch das bröckelige Gestein des Kunterweges bricht. Und gegen Nordwesten dehnen sich diese Hochthäler bis zum Inn aus, der mit seinen grünen Wellen ihren malerischen Rand bespült.

Westlich vom Wege, tragen die Felsen die prachtvolle Rittner-Alpe, zu der man sechs Stunden zu steigen hat, und von wo man den Glockner, Orteles, Solstein und Baldo erblickt. Im Osten prangt die Wunderwelt der Dolomite, von denen hie und da schon eine Spitze sichtbar wird.

Unterhalb Deutschen am Steg zeigt sich nach Osten der breite Rücken des Schlern, des schönen Dolomitberges, dessen Hörner von hier jedoch noch nicht gesehen werden können. Nördlich davon zieht sich die bewachsene Seite der Seiser Alpe hin. Der Weg stürzt sich, mit gleicher Heftigkeit, dem Strome nach in die Tiefe. Die starre Unfruchtbarkeit zu beiden Seiten weicht nun einem spärlichen Anbau; unter alten, dicken Castanien stehen weißse, niedliche

Häuser auf den Abhängen, in terrassirten Absätzen breitet sich Weinlaub darum her. So sind wir länger als eine Stunde immer bergab gefahren; endlich scheint sich die Schlucht in ein Thal zu münden.

Bei einer Wendung sehen wir Botzen, und mit jedem Schritte gewinnt die Landschaft nun an Reiz. Ein weiter Thalkessel zeigt sich, umgeben von hohen Bergen, die bis zur Spitze oft mit Dörfern prangen, und mit Weinpflanzungen und unzähligen weißen Wohnhäusern wie besäet sind. Dazwischen liegen Wallfahrtschapellen, Calvarienberge und Kirchen. Der Boden ist ganz mit Wein bedeckt, der an schrägen Latten dachförmig hingezogen ist. Den Weg schliessen zu beiden Seiten Mauern ein. Eine italienische Sitte, die uns nun fortwährend bis zur Lombardie hinab begleitet. Aber auch die ersten Cypressen sieht man hier, deren schwarze Farbe grell von dem südlichen Himmel Botzens absticht.

Wir haben das eigentliche Südtirol nun erreicht. Eines der schönsten Länder der Erde, von hohen Gebirgsrücken nach allen Richtungen durchzogen, von Gletscherketten eingefasst, mit unzähligen Schlössern, bewohnt oder in Trümmern, mit Städten und Dörfern, Klöstern und Kirchen bebaut, verbunden durch Wege und Steige, Straßsen und Saumpfade, die bald der üppigste Anbau, bald die Schauer der erhabensten Natur umgeben; und diese Straßsen und Pfade alle säumt wiederum eine ununterbrochene Reihe von Heiligenbildern und „Bilderstöckeln“ (Votivtafeln) ein, zum Theil bekleidet, mit Haartouren und durch Wunden gräßlich entstellt, und je schrecklicher anzusehen, desto heiliger verehrt, und mit Blumen, Mais und Aehren behängt. Und zwischen diesen leblosen, wenn gleich sprechenden Erscheinungen wandeln jene alten italienischen Flüchtlinge, die einst unter Rhätus sich hier ansiedelten, getheilt zwischen Arbeit und Gebet, voll glühender

Liebe für ihr Land, ernst und stolz auf ihre Berge und den Namen Tyrol! —

Wer in der Kaiserkrone in Botzen (ital. Bolzano), absteigt, kann sich dem beruhigenden Gefühle überlassen, sich in einem der besten Gasthöfe der Welt zu befinden. Die sorgsamste Aufmerksamkeit, eine zuvorkommende Höflichkeit, ein ausgezeichnete Tisch, die Küche nach der oberdeutschen Weise, eine Gesellschaft, worin die ungezwungenste Heiterkeit herrscht — dieß sind die Vorzüge dieses Hauses. In den Zimmern zeigt sich zwar Reinlichkeit, jedoch ohne Eleganz; die Preise sind dafür aber auch mäßig. Man genießt hier des Vortheils der sogenannten Abusiv-Währung, was für den Reisenden wohl zu beachten ist. Nach dieser gilt der Zwanziger, fünfundzwanzig Kreuzer, der Kronenthaler 2 fl. 48 kr. u. s. w. Ein Jeder ist verpflichtet nach diesem Curse zu rechnen; dieß beschränkt sich jedoch nur auf Botzen und seine nächste Umgebung. Der Reisende sehe zu, ein Zimmer nach der östlichen Seite zu bekommen; die Aussicht ist dort herrlich. Vor sich erblickt er den „Rosengarten,“ eine Reihe röthlicher Dolomithfelsen im Fassathale, die sich zur Zeit des Sonnenuntergangs wahrhaft zauberisch darstellen, und unter sich den ersten, ächtsüdlichen Garten, der zwar nur klein ist, aber mit Citronen und Orangen, Feigen, Granatäpfeln, Weinlauben und zierlichen Wasserkünsten prangt.

II. Capitel.

Botzen.

Der Dom. — Oeffentliches Leben. — Bauart. — Flüsse. —
 Botzener Zelten. — Die Einwohner. — Sommerfrische. — Erd-
 pyramiden bei Lengmoos. — Trachten. — Eppan. — Siegmunds-
 kron. — Gries. — Moritzing. — Gewitterläuten. — Burg Greifenstein. —
 Jennesien. — Sarnthal. — Theater - Anekdoten. —

Hier haben wir wieder ein Standquartier erreicht, von wo wir Ausflüge machen werden. Die Stadt selbst ist an sich nicht sehr bedeutend, aber die Gegend ist es mehr, und lädt jeden Tag stets zu neuen, interessanten Genüssen ein.

Die Merkwürdigkeiten in Botzen selbst sind bald in Augenschein genommen. Die Domkirche ist zwar nur klein, aber in reinen Verhältnissen aufgeführt, und der Thurm, ganz von zierlich gearbeiteten, behauenen Steinen, macht einen guten Eindruck. Es ist ein Münster *en miniature*. Das Dach der Kirche ist mit überglasten Ziegeln von verschiedenen Farben gedeckt. Ausser dieser Kirche besucht man den unweit davon liegenden Gottesacker, hinter dem sich besonders schöne, grüne Berge erheben, davon der eine der Calvarienberg ist. Der Platz, an dem die Kaiserkrone liegt, ist reinlich und regelmässig daran stößt der freiere Domplatz, und auf diesem kleinen Raume liegen drei Kaffeehäuser, vor denen

man schon auf südliche Weise, unter dem Zeltdache, sitzt und trinkt, raucht und die Zeitungen liest. Außerdem ist noch eine ziemlich lange Strafe erheblich, die mit Bogen eingefasst ist, worunter Kaufläden befindlich sind. Das Uebrige ist unregelmässig und größtentheils schmutzig. Besonders ist dieß in jener Gegend der Fall, wo der zweite Gasthof „zum Mondschein,“ gelegen ist. Dort wohnt der gewerbetreibende Theil der Einwohner, der hier schon anfängt seine Verrichtungen auf der Strafe zu treiben. Kupferschmiede hämmern in großen, offenen Hallen, Lichtgießer und Seifensieder lassen ihren stinkenden Qualm in die Strafe hinausströmen, Schneider und Schuster sitzen arbeitend unter der geöffneten Thür ihres Ladens, Barbieri und Friseure dergleichen, und eine Unzahl von Wäscherinnen fand ich manchmal, die jeden Vorübergehenden mit ihrer Lauge zu verbrühen droheten. Dieß öffentliche Leben, das uns hier zum ersten Male aufstößt, überrascht zwar, jedoch vermag es nicht sehr zu unterhalten. Eine andere, erfreulichere Ueberraschung gewährt die Bauart der Häuser, die zwar nicht italienisch genannt werden kann, wie einige Reisende berichtet haben, sondern dem südlichen Tyrol ganz eigenthümlich ist. Mit dem Raum ist dabei nicht mit großer Gewissenhaftigkeit umgegangen worden. Es sind gewöhnlich weite Hallen oder Säle, um welche sich die Zimmer reihen; das Dach ist offen, und die sogenannte Lichthaube wölbt sich darüber. Dieß ist ein zweites, leichteres Dach, auf schlanken Säulen, das über der Oeffnung schwebt, so daß von den Seiten Licht und Luft, obschon auch Schnee und Regen ins Innere des Hauses fallen können. Botzen liegt nur noch 1094 Fuß über der Meereshöhe, sein Thalkessel ist aber ganz von hohen Bergen umschlossen, und der einzige Luftzug aus dem Norden, der durch das Etschthal zieht, streicht an Botzen

seitwärts vorüber. Daher ist die Hitze während des Sommers oft unerträglich, und die leichteste Kleidung belästigend. Im Winter hingegen machen die etwas hohe Lage und die Umgebung der Berge aber auch wiederum ihre Rechte geltend, und es ist hier kälter, als in manchen nördlicher gelegenen Gegenden des Landes. Der Talferbach, aus dem Sarnthal kommend, fließt an der Stadt vorüber. Er ist wild und verheert oft die Gegend, der Eindämmungen spottend. Er fällt in die Eisack, die eine Stunde unterhalb Botzen sich mit der Etsch verbindet. — Die Einwohner sind gewerbsam und zeichnen sich durch verschiedene Fabricate aus. Zu den weit und breit beliebtesten können die Botzener Zelten füglich gezählt werden, ein Backwerk aus Feigen, Pignolen, Mandeln und andern Südfrüchten, das sich in dem ganzen österreichischen Staate neben den Linzer Torten das größte Renommée erworben hat.

Die Deutschen fand ich an den Gränzen immer am liebenswürdigsten. Sie nehmen einen gewissen Anstrich der fremden Nationalität an, der sie wohl kleidet. So finden wir an den hiesigen gebildeten Einwohnern, die noch ganz deutsch sind und es auch seyn wollen, eine leichte italienische Tinte, die ihrem Charakter wahrlich nicht zum Nachtheile gereicht. Denn zwei Stationen von hier hört Deutschland auf, und Italien fängt an, wenn auch nur Italienisch Tyrol. Ich glaube, daß Botzen unbedingt die heiterste Gesellschaft besitzt, von allen tyrolischen Städten. Ich lernte sie zur Zeit der Sommerfrische kennen, aber man sagte mir an anderen Orten, daß dieß nicht als Maßstab gelten könne, weil man hier ungezwungener und vereinter lebe, als zu andern Zeiten des Jahres. In Botzen selbst will man das nicht wahr haben. So lebten sie das ganze Jahr, behaupteten sie, und sprachen dabei von Bällen, Theater und andern Vereinen im Winter, und luden

mich mit großer Artigkeit ein, dort zu bleiben und daran Theil zu nehmen.

Für das Theater findet sich hier große Liebhaberei, und sie sprechen von den mittelmäßigen Truppen, die den Winter über hier zubringen, mit großer Zufriedenheit. Der Schauspielsaal mit drei Logenreihen ist elegant decorirt und befindet sich in der Kaiserkrone; eben so das Museum, mit seinen Lese-cabinetten, und einem schönen Tanzsaale.

Mit dem Anfange des Sommers, der in den verschiedenen Thälern zu verschiedenen Zeiten eintritt — in Botzen ist es in der zweiten Hälfte des Junius der Fall — fängt überall die Sommerfrische an. Dann zieht Jeder, dem es nur immer möglich ist, auf die Höhe, die ihm am nächsten liegt, um der Hitze drunten zu entfliehen. Besonders wird diese Luftveränderung den Frauen und Kindern angerathen. Und wenn es auch nur auf acht oder vierzehn Tage wäre, die Sommerfrische müssen Alle halten. Die Botzener ziehen dann zu Pferde die steilen Berge hinan, die nach Oberbotzen und den Ritten führen, wo eine bedeutende Anzahl freundlicher Häuser und guter Gasthöfe alle Bequemlichkeiten des Lebens bieten, die in solcher Höhe zu finden wirklich überraschen. Hier oben herrscht nun die angenehmste Geselligkeit. Man lebt heiter beisammen, und jedes Ereigniß wird zum Feste. So oft es den Männern in der Stadt die Geschäfte erlauben, besuchen sie ihre Familien auf dem Berge, und bringen stets Gäste, welche die freundlichste Aufnahme finden, und neue Freuden mit. Wer noch nie in solcher Höhe diese Genüsse mitgeie, kann sich schwerlich einen Begriff davon machen. Es ist der Glanzpunkt in dem Leben des Städters in Tyrol, und dieser Reiz wirkt so mächtig in ihm fort, nach Jahren, in der Entfernung, daß er den Gedanken daran nicht aufgeben kann, und ihn befriedigt, sobald es die

Umstände ihm nur gestatten wollen. Ich kenne Tyroler, die in andern Provinzen des Kaiserstaates angestellt sind, und die Reise in ihr Vaterland machen, um hier die Sommerfrische zu halten. Ein Beamter in Venedig, der seine Villa an der Brenta, gleich den Andern haben könnte, reist alljährlich ins Etschthal, um auf einem der höchsten Berge zu einem schönen Hause äusserst mühsam hinaanzuklimmen, das er sich dort mit grossen Kosten erbauen liess. Hier verlebt er einige Wochen mit seiner Familie und einem Kreise von Freunden, die er alle auf das freigebigste bewirthet. Eine solche Sommerfrische ist sehr kostspielig, weil die Lebensmittel mit grosser Mühe hinaufgetragen werden müssen, und weil eine weitausgedehnte Gastfreundschaft immer damit verknüpft seyn muss, die sich auf viele Personen und viele Tage erstreckt, wenn man in jenen Regionen nicht vor Langerweile umkommen will. Diefs sind aber nun einmal Tyroler Liebhabereien. —

In Botzen dominirt der Kaufmann. Die Stadt war einst für den Handel sehr bedeutend, und wenn diefs auch nicht mehr der Fall ist, so gibt's doch noch reiche Häuser genug hier. Im Ton und in der Lebensweise herrscht Ungezwungenheit und Comfort, wie diefs Jeder kennt, der in Handelsstädten lebte. Die Tischgesellschaft in der Kaiserkrone bestand aus vielen der angesehensten Einwohner, deren Familien in der Sommerfrische lebten. Es fehlte nicht an den mannichfaltigsten Einladungen. Bald war es ein Ball, bald ein kirchliches Fest, oft ein Pikenik oder ein Spazierritt in ein benachbartes Thal. Es fehlte in diesen Kreisen nie an aufheiternden Elementen, und eine lebenswürdige Gutmüthigkeit trat dem Fremden überall ermunternd entgegen. Der Eindruck ist nicht zu beschreiben, wenn man nach einer Gebirgstour von 3 bis 4 Stunden, steil und hoch, an schwindelnden Abgründen vorüber, in einer Höhe

von 4000 Fufs Straufsische Ländler vernimmt und geputzte Damen, in wehenden Gazekleidern und Herren in schwarzen Fracks dazu tanzen sieht; und wie dann in später Nacht, die Ballgesellschaft, mit dunkelrothen Flambeaux, ihren Rückweg antritt, höher steigend oder sich in Klüfte verlierend, gleich Kobolden und Gnomen. Bedeutender noch wirkt aber in diesen Regionen ein feierlicher Kreuzgang, nebst Gebet und Predigt im Freien. Die Herren und Damen in modischer Tracht, das geputzte Landvolk, die flatternden Fahnen und krachenden Böller, und tief unten die Eisack und die Poststrafse daneben, wie ein weisses Band, und der Eilwagen, wie ein kriechender Käfer, und darin sitzen Leute, die ihre Blicke nur 500 Fufs hoch senden, und dabei sich einbilden, Tyrol kennen zu lernen. — Die Erdpyramiden bei Lengmoos und St. Ottilia auf dem Ritten, gelten für eine Merkwürdigkeit, die der Fremde gewöhnlich hier oben zu besuchen aufgefordert wird. Für den beschwerlichen Weg dahin wird er aber nicht entschädigt werden. An beiden Seiten des Finsterwildbachs steigen aus dem Walde unzählige kolossale Erdstöcke, dichtaneinander gereiht, empor. Sie bestehen aus einer thonichten, röthlich gefärbten Porphyrrerde, deren weichere Theile durch Regen fortgeschwemmt wurden. Oben auf einer jeden dieser sogenannten Pyramiden befindet sich ein großer Stein oder ein mächtiger Fichtenbaum, die eben derselben zum Schutze dienen. Entreißt sie ihnen der Zufall, so stürzt die ganze Herrlichkeit zusammen. Aehnliche, wenn gleich kleinere Pyramiden und in geringerer Anzahl, sieht man hinter dem Schlosse Tyrol bei Meran, ohne sich die geringste Mühe deshalb geben zu dürfen.

Herr Mage, der Bürgermeister von Botzen, ist nicht nur ein sehr höflicher und einnehmender Mann, sondern von einer umfassenden Kenntniß der Ge-

schichte und Verhältnisse seines Vaterlandes. Ganz besondere Aufmerksamkeit wird hier der Armenpflege gewidmet, und es macht einen erfreulichen Eindruck in Botzen nicht von Bettlern belästigt zu werden.

Die häßliche Kopfbedeckung der Frauen, die gestrickten wollenen Mützen, fängt hier an zu verschwinden, und man sieht dafür eine Haube von schwarzem Flor oder eine Pelzkappe, und vor allen den schönen, breitkrämpigen, hellgrünen Hut, der besonders gut zu Gesichte steht. Von Trachten erblickt man, besonders an Sonntagen, ein buntes, erfreuliches Gemisch, da hier fast jedes Thal seine absonderliche Farbe und nebenher noch manche andere Eigenheit in der Kleidung zeigt.

Eine angenehme Spazierfahrt machten wir nach Eppan. Man nähert sich den malerischen Porphyrrwänden der Mändel oder *Mendola*, und gelangt durch ein enges Defilé bei S. Pauls nach dem fruchtbaren Mittelgebirge, welches mit Wein und den edelsten Südfrüchten überdeckt ist, und eine fast ununterbrochene Reihe von hübschen Wohnungen zeigt, die sich viele Stunden weit erstrecken. Ein Streifzug in diese Regionen wird sehr befriedigen, da man jeden Augenblick auf neue Schönheiten stößt, und oft in so heimliche, traute Thäler geräth, die reich und glücklich zu seyn scheinen, ohne von der übrigen Welt mehr zu wissen, als diese von ihnen. Die Ruine der Burg Hohen-Eppan beherrscht das ganze Etschthal bis Meran, und gewährt selbst einen Blick darüber hinweg ins Passeyr. Auf der andern Seite sieht man die Gebirge von Trient. Hinter Eppan erhebt sich der hohe Calvarienberg, von dem man ebenfalls eine sehr reiche Aussicht hat. Man sieht über ein reich angebautes Thal, zu den fruchtbaren Höhen, die jenseits der Etsch in das Fleimserthal

(Val

(*Val di Fiemme*) führen, und die erhabene Felsenmauer, die es vom Fassathale (*Val di Fassa*) trennt. Der hohe, finstere Berg gegen Süden ist das Grimmerjoch, und das weisse Gebäude ist das Kloster Weissenstein, eine Wallfahrt. Zu dieser Partie wünsche ich einem jeden gleichgestimmten Bewunderer der Natur einen Gewitterhimmel mit fliegenden Wolken; das schwarze Grimmerjoch und das glänzende Kloster machte in einer solchen Beleuchtung einen erhabenen Eindruck. Auf dem Mittelgebirge, worauf wir uns jetzt befinden, wächst ein guter Wein, den man in Botzen „Ueberetscher“ nennt, und der einige Stunden abwärts, in der Gegend von Kaldern und Tramin, an Güte noch bedeutend gewinnt und zu den besten Weinen Tyrols gehört.

Im Nachhausefahren besahen wir uns die Ruinen von Siegmundskron, vom Herzog Siegmund erbaut, der Tyrol mit einem Kranze der schönsten und herrlichsten Burgen umgab, wovon ein Theil noch bewohnbar ist. Sie liegen auf einem bewaldeten Hügel, den man bequem hinauffahren kann. Hier war es, wo Herr Inglis sein Abenteuer *à la Don Quixotte* bestand. Wir fanden dort nichts als ein Pulverdepot und einige Invaliden, die es bewachen.

Gries, fast mit Botzen zusammenhängend, und einer Vorstadt gleich zu betrachten, hat die schönste Kirche in Tyrol, die einige sehenswerthe Frescobilder besitzt. Hier lebte noch vor Kurzem ein Bauer, der in seiner Jugend sein Mädchen verloren hatte, in stillem Wahnsinne. Er ging gewöhnlich die ganze Nacht umher, und wer nicht von ihm wufste, mochte wohl erschrecken, wenn der grosse, bleiche Mann ihm entgegentrat. Er that aber niemand etwas zu Leide, sondern grüßte bescheiden und ging still vorüber. Wenn man ihm Geld anbot, so nahm er wohl einige Kreuzer, weil er nichts zu leben hatte, mehr schlug er jedoch aus. Mit diesem Gram im Herzen

ist er gestorben. Ein Ritter Toggenburg in der Tyroler Jacke! Man findet Großes, Tiefes, Zartes, alles bei diesem Alpenvolke! — Von hier kommt man nach Moritzing, welches eine sehr anmuthige Lage hat.

Das Gewitterläuten, das in ganz Tyrol noch immer statt findet, und durch kein Verbot der Behörden abgestellt werden kann, hat in Moritzing zu einem merkwürdigen Einschlag Veranlassung gegeben. Die Bewegung der großen Metallmasse in freier Luft zog den Blitz herbei, und die Leute, welche den Strang handhabten, so wie der Glockenstuhl, verbrannten, dann drang der Strahl durch das Gewölbe, zersprengte eine eiserne Thür, hob das Altarbild heraus und warf es zur Erde, löschte die ewige Lampe aus, durchlöcherte das Messbuch und verschwand nun, ohne weitere Spur zu hinterlassen.

Dieser Fall, und einige andere, die sich fast zur selben Zeit zutrug, erregten wohl die Aufmerksamkeit der Bauern, die aber deshalb doch nicht ihr Gewitterläuten einstellen wollten. Sie bestiegen zwar den Thurm nicht mehr, sondern stellten sich weit davon, aber hinter einer Art von Erdwall hielten sie einen langen Strick mit beiden Händen, um die Glocke zu bewegen. Dieser Strick ward nun zum Leiter, und der Blitz erschlug Einige ohne alle Umstände, hinter ihrer Verschanzung. Trotz dieser mannichfachen, ernstesten Warnungen wird mit dem thörichten Gebrauche fortgefahren.

Unweit von Moritzing erblicken wir eine Burg, die eben so in der Geschichte des Landes eine Rolle spielt, als wegen ihrer Lage unsere laute Bewunderung in Anspruch nimmt. Man begreift nicht, wie es möglich war, auf diese Felsennadel ein Gebäude zu kleben, das Jahrhunderte dort oben sich zu halten vermag. Jetzt ist es nur noch eine schauervolle Ruine, die von kühnen, verwegenen Thaten den Thal-

bewohnern erzählt, und zu der man — nach Aussage der Landleute — nicht mehr hinaufgelangen kann. Es ist dieß die Burg Greifenstein, die im ganzen Lande den Namen „Sauschloß“ führt.

Ihre Erbauung geschah in der hohen rhätischen Vorzeit. Früher gehörte sie den mächtigen Grafen von Hohen-Eppan, dann kam sie durch Tausch an den Bischof Salomo von Botzen, der sie aber sogleich weiter zu Lehen gab. Berthold von Greifenstein ward der Gründer eines neuen gewaltigen Hauses, dessen Schild ein aufsteigender goldener Greif im schwarzen Felde war. Später kam die Burg in die Hände der Ritter von Starkenburg. Einer von diesen, Wilhelm von Starkenburg, verübte Raub, Mord und Brand, und ward die Plage der ganzen Gegend. Niemand vermochte es, ihn in seinem Felsenneste anzugreifen, wohin er sich nach seinen Frevelthaten jederzeit zurückzog. Der Bürgermeister von Botzen selbst, Nicolaus Hochgeschoren, erscheint — nachdem ihm der Ritter sicheres Geleit gelobte — als Friedensbote auf der Burg, und sucht einen Vertrag zu begründen. Aber Wilhelm gibt heimlichen Befehl, ihn vom Kofel, in den jähen Abgrund zu stürzen, wenn er im Heimzuge begriffen seyn würde. Zehn Bürger Botzens werden hierauf von der Stadt abgesandt, ihren Bürgermeister zurückzufordern, den sie im Kerker vermuten, aber auf halbem Wege finden sie seinen verstümmelten Leichnam, den sie jammernd heimtragen. Des Ritters Uebermuth und Grausamkeit wuchs nun immer mehr. Ein Italiener, Jacomel mit Namen, hatte sich bei ihm eingefunden, der sich rühmte, er könne auf eine neue Art morden. Dieser war nun sein steter Begleiter auf allen Streifzügen. Die von Botzen belagerten die Veste, und glaubten ihn auszuhungern, er aber ließ ein Mastschwein hinabwerfen, wozu seine Knechte ein Hohngelächter auf den Mauern anstimmten, um den Belagerern

anzudeuten, daß Vorräthe genug vorhanden seyen. Von diesem Umstande schreibt sich die landesübliche Benennung der Burg „Sauschloß“ her. Man hob die Belagerung auf, und Wilhelm fuhr in seinem ruchlosen Treiben fort. Er sandte zwei Mordbrenner nach Meran und Botzen, um diese Städte anzuzünden. Die Geschichte hat ihre Namen bewahrt: Schwarz-Kaspar und Hänsel Weiskopf. — Die ganze Gegend zitterte vor Wilhelm. Da kam Herzog Friedrich ihr zu Hülfe, und belagerte Greifenstein zwei Jahre lang. Indessen war Wilhelm selbst bei Nacht und Nebel entwichen und überließ die Vertheidigung seinen Gesellen. Diese ergaben sich endlich; Wilhelm aber hielt sich in einem Winkel des Landes verborgen, und trachtete dem Herzog nach dem Leben. Er dingt zu mehreren Malen Giftmischer, aber alle seine Versuche scheitern. Um seine folternde Rache zu beschwichtigen, geht er nach Wien, schreit über Gewaltthat und Verletzung des Landbriefs, und fordert Gericht über Herzog Friedrich. Dieser, wie er davon hörte, begab sich auch nach Wien. Seine Abgeordneten und der Ritter Starkenburg stellen sich in der Burg zu Wien vor Gericht. Es ward ein langer Proceß, den der Starkenburger, trotz seiner Verbrechen und seines Starrsinns gewann, wie es im Urtheil hieß, „auf daß der Eigengewalt, dem allgemeinen Unheil dieser gesetzlosen Zeit, Schranken gesetzt, und die Wege der rechtlichen Ordnung nicht freventlich verletzt würden.“ — Allein Herzog Friedrich leistete dem Urtheil nicht Folge, und blieb im Besitze der Schlösser und Güter der Starkenburger, bis der Tod sie ihm mit dem Leben entrifs. Unter seinem Nachfolger, Herzog Siegmund, kam Wilhelm von Starkenburg wieder zu Gnaden, das Schloß Greifenstein blieb aber im Besitze der Tyroler Landesherren.

Der wegen seiner Abenteurer herühmte Tyroler

Minnesänger Oswald von Wolkenstein, von dem später die Rede seyn wird, fand auf Greifenstein eine Zuflucht, während ihn Herzog Friedrich verfolgte.

Wer einen etwas beschwerlichen, aber höchst angenehmen Weg machen will, der größtentheils zu Pferde zurückgelegt werden kann, und woran selbst Damen auf diese Weise sehr gut Theil zu nehmen im Stande sind, der besuche das kleine, höchst idyllische Thal Jenesien und gehe dann über das Mölfner Joch nach Sarnthal. Diese hohen Thäler öffnen sich so glücklich nach Süden, und werden dazu von einem so fleissigen Völkchen bewohnt, daß hier die üppigste Gartencultur von ganz Tyrol angetroffen wird. Deshalb trugen auch die Repräsentanten dieser Thäler, bei der Anwesenheit des Kaisers, die sinnreiche Devise:

„Blumenkohl und Artischocken,

„Hier zum fleiß'gen Anbau locken!“ u. s. w.

In Jenesien sind die schönsten Mädchen von Tyrol; ihre Tracht erhöht das Zierliche ihres Wuchses. Die Männer im Sarnthale kleiden sich in roth, welches an Festtagen, wo sie in Masse versammelt sind, einen schönen Anblick gewährt. Auch hier werden Bauernkomödien aufgeführt, gleich jenen, die ich in der Gegend von Innsbruck sah. Ich habe keiner Aufführung beigewohnt, doch wurden mir einige charakteristische Anekdoten von den Sarnthaler Schauspielern mitgetheilt, die ich hier erzählen will.

In diesem Sommer gab man in Sarnthal den Kampf des heiligen Ritters Georg mit dem Lindwurm. Einer der Zuschauer, ein junger Mann aus Botzen, machte sich den Spass, sich unbemerkt des Lindwurms zu bemächtigen, und ihn ins Wirthshaus zu tragen. Das Stück hatte seinen trefflichen Fortgang bis zu der Stelle, wo der Drache auf der Scene erscheinen soll. Nun entsteht eine Pause; die Acteurs sehen sich verlegen an; man hört ein Hin- und Herlaufen

hinter der Scene und vernimmt endlich deutlich die ängstliche Frage: „Wo ischt der Wurm?“ — „Wo ischt der Wurm?“ schallt es an allen Enden wieder, immer lauter und lauter, „Malefiz! wo ischt der Wurm?“ — Das Publicum merkt nun, daß der Lindwurm fehle, und wird unruhig. Da klettert ein kleiner Junge auf's Proscenium und schreit: „I hab's gesehen, der Herr ischt mit ihm durch!“ — „Wer ischt mit ihm durch?“ kreischt der in Schweiß gebadete Director und Theatermeister, indem er vor springt. Der Junge deutet stumm auf Jenen, der den Lindwurm fortgetragen hat, und der sich, dem Anscheine nach, sehr zornig erhebt, um seine Vertheidigung zu führen. Es entspinnt sich nun ein weitläufiger Handel zwischen dem Director und dem Zuschauer, zur ergötzlichen Unterhaltung aller Anwesenden, der endlich dahin endet, daß er ihm „den Wurm,“ den er für sein Eigenthum erklärt, und der zufällig dem Entwendeten ganz ähnlich sieht, aus Gefälligkeit zu überlassen verspricht. Man holt das Ungeheuer im Triumph aus dem Wirthshause und pflanzt es auf das Theater hin, und Ritter Georg stößt auf's Stichwort, mit seiner Lanze danach, als wenn sich nichts Störendes zugetragen hätte. — Ein andermal wurde eine allegorische Komödie aufgeführt. Der erste Act war zur großen Befriedigung der zahlreichen Versammlung geendet, und der zweite sollte beginnen, aber der Zwischenact wollte kein Ende nehmen. Das Publicum murrte, da tritt der Director hervor und bittet um Verzeihung, „weil“ — wie er sich wörtlich ausdrückte: „das Mensch, das die Tugend machen soll, krank worden ischt.“ — Bei der Darstellung der Passionsgeschichte schlagen gewöhnlich die Schergen auf den, der Jesus darstellt, so fürchterlich zu, daß der arme Künstler braun und blau wird, und sich kaum fortschleppen kann. Diefs geschieht um die Sache recht natürlich zu machen.

Das Schrecklichste begegnete aber der Darstellerin der heiligen Veronica, die — als sie das Schweisstuch hoch empor heben sollte — einen zu herzhaften Griff that, und ihren Rock mit in die Höhe rifs, zum grossen Aergernifs der Behörde des Thals, die immer bei diesen Spielen gegenwärtig ist.

Schon oft hatten uns unsere Freunde von den Herrlichkeiten der Seiser-Alpe, des hohen Schlern, und des Grödener Thals gesprochen, und wir beschlossen endlich, diese Tour zu unternehmen. Besonders übte das Thal von Gröden eine eigene Macht auf meine Phantasie seit frühester Jugend aus, und mein Blut floss beschleunigter, wenn ich diesen Namen hörte. Ich werde im folgenden Abschnitte die Ursachen erklären, die diese Stimmung hervorriefen und zugleich unsere kleinen Abenteuer dabei aufzeichnen.

III. Capitel.

G r ö d e n.

Einleitung. — Aussicht auf der Höhe des Mittelgebirgs. — Völs. — Der Schlern. — Bad Razes. — Burgruine Hauenstein. — Oswald von Wolkenstein. — Seiseralpe. — Sennhütten. — St. Ulrich in Gröden. — Sanct Benedetto. — Die Schnitzarbeiter. — Gebräuche des Thals. — Der zurückkehrende Grödener. — Handels Häuser. — Meine Reisegefährtin nach Innsbruck. — Das Ladini sche. — Kastelruth. — Die h. Kummerniss. — Das Torkeln. —

Die Spielzeugbuden auf den Jahrmärkten sind den meisten Kindern wohl eben so lieb wie Märchen. Ihre Phantasie hat dort den weitesten Spielraum, sie sieht mit einem Blick eine bunte eigenthümliche Welt, das ganze Personal jener wundervollen Novellen und Dramen, welche Amme oder Kinderfrau erzählen, und die von großen, unbekannten Dichtern vor undenklichen Zeiten schon erfunden wurden. Der blanklackirte Reiter auf geprenkeltem Rosse, der langbeinige Hampelmann am Faden, der König mit der Krone, die Damen ohne Füße mit der dünnen Taille, die grotesken Nufsknacker mit ihren großen Köpfen und weiten, furchtbaren Mäulern, die Bleimännchen, unförmlich und gnomenhaft, die, immer überpurzelnd, dennoch auf die Füße zu stehen kommen, die zwerghaften Thiere, die künstlichen, bandförmigen Schlangen, die sich in der Hand winden, und darn jene köstlichen Instrumente, woran man bloß zu

drehen hat, um sogleich eine knisternde, zarte Musik daraus hervorzulocken, und den damit verbundenen kleinen Puppen die gelenkste Bewegung zu ertheilen — wer könnte alle diese Herrlichkeiten mit kaltem Blut aufzählen? wem fiel dabei nicht sogleich seine Jugend ein — das goldene Reich der süßesten Zaubereien, der holdesten Märchen? — Alle Museen, die ich später sah, waren nicht im Stande, jene Seligkeit in mir hervorzurufen, die mich erfüllte, wenn ich als Knabe vor der vollen, strotzenden Bude des guten Herrn Vogler stand, der alljährlich zum Johannismarkte meine Vaterstadt zu besuchen kam. Dabei hatte Herr Vogler selbst etwas ganz Aufserordentliches an sich, sowohl in Kleidung als Sprache, und ich konnte nur immer daran denken, wie es wohl in einem Land aussehen müsse, wo alles so voll Spielzeug wäre, wie in des Herrn Voglers Bude, und wo alle Leute so aussähen und sprächen, wie er. Hatte ich einen freien, unbelauschten Augenblick, so trieb es mich zu ihm hin, und während andere Knaben diefs und das betasteten und von ihm rauh und grob angefahren wurden, hielt ich mich stets in ehrerbietiger Entfernung, und betrachtete alles mit andächtigen Blicken und stummem Staunen. Dem fremden Kaufmanne war diefs aufgefallen, er sprach oft mit mir und ging so weit, wenn der Andrang zur Bude am stärksten war, einen Theil derselben mit der ganzen hölzernen Bevölkerung unter meine Botmäßigkeit zu stellen. Ich führte gewissenhafte Aufsicht, fuhr mit einem dicken Fliegenwedel den kecken Burschen über die Hände, die nach diesem oder jenem griffen, und wufste sogar schon die Preise einiger Gegenstände den Käufern anzugeben. Diefs Geschäft erfüllte mich mit Stolz, mit Freude, nie noch hatte mich — nach meiner Meinung — eine solche Fülle von Herrlichkeit umgeben! Abends, wenn er zumachte, drückte mir mein trefflicher Freund lächelnd die Hand, und lud

mich ein, am andern Tage wiederzukommen. Einmal wollte er mich sogar in ein Weinhaus mitnehmen, hiezu fehlte mir jedoch der Muth; ich entschuldigte mich bei ihm, so gut ich konnte. Bei der Abreise beschenkte er mich mit einigen hübschen Gegenständen seines Museums und sagte, wenn ich einmal nach Gröden käme, so möchte ich ihn fein in Sanct Chrischtein aufsuchen.

Im nächsten Jahre kam er nicht wieder, im folgenden auch nicht; der gute Herr Vogler war sicherlich gestorben. —

Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir eine Reise nach Gröden damals so stark im Sinne lag, als später eine nach Paris oder Neapel. Und was meine Neugier, dieß Land kennen zu lernen, noch vergrößerte, war, daß kein Mensch mir etwas davon zu sagen wußte. Wenn ich später die Campe'schen Reisebeschreibungen las, und darin auf die fernsten Eilande zu wilden Völkern geführt wurde, da dachte ich immer, nun werden wir bald in Gröden landen, dann aber fiel mir Herr Vogler ein, und ich mußte bekennen, daß ein so zahmer und liebenswürdiger Mann unmöglich unter Wilden wohnen könne. Daß ich ihn nicht wieder sah, schmerzte mich tief. — Wenn ich später, wie ich es oft gern thue, meine Blicke auf die Vergangenheit lenkte, so stellte sich mir gewöhnlich Herr Vogler dar, in seiner grauen, grünbesetzten kurzen Pekesche und dem grünen Hute, mit dem breiten, von den Blättern zerrissenen Gesichte darunter, und die unverständlichen Worte tönten mir daraus entgegen: Gröden und Sanct Chrischtein.

Meine Lust am Spielzeuge war nun aber schon längst dahin geschwunden, als ich in Botzen von dem erwähnten Ausfluge hörte, den einige lebensfrohe Männer nach dem unfernen Gröden machen wollten. Lange, ernste Jahre waren vorüber gegangen, seitdem ich diesen Namen zum erstenmale gehört hatte, aber

ganz unbegreiflich wirkte er jetzt noch auf mich wie ein elektrischer Schlag. Ich bat hastig um die Erlaubniß, mich dem Zug anschließen zu dürfen, und des andern Tages schon, in frühester Morgenstunde, brachte uns ein Wagen durch den wohlbekannten Kuntersweg nach Steg, einem Oertchen an der Eisack, auf dem halben Weg zur Poststation Deutschen gelegen. Hier wurde Halt gemacht, der Müller lieferte starke Pferde, geübt im Gebirgsteigen, und nun zogen wir den steilen Pfad nach Völs hinan, auf der Höhe des Mittelgebirges, welches die Gegend so weit beherrscht, als es die riesenhohen Dolomitsäulen des Fassathales gestatten wollen. Eine neue Welt erschließt sich hier den Blicken, die um so mehr überrascht, als der Reisende, der unten auf der Poststrafse an den kahlen, Einsturz drohenden Porphyrsäulen vorüberfährt, nicht die entfernteste Ahnung davon hat. Eine weite Ebene, von Hügeln durchschnitten, mit Dörfern und Kirchen besäet, von Straßen durchzogen, erblickt man hier oben, und nur hie und da, wo sich ein Wildbach zur Eisack verzweigungsvoll in die Tiefe stürzt, entdeckt man diese wie ein Silberband, und die weiße Strafse leuchtend daneben, welche jeder ihrer eigensinnigen Krümmungen folgt, und die Einfassung zu beiden Seiten, die überhangenden, zerklüfteten, gesprengten Porphyre, welche den Kuntersweg so berüchtigt gemacht haben, erscheinen von hier oben wie ein zierlich gedrechseltes, rothlackirtes Piedestal, das ein liebliches Spielzeug, eine Landschaft *en relief*, zu tragen bestimmt wurde. — Mit jedem Schritte, den man höher steigt, entwickeln sich auch die Schönheiten des gegenüberliegenden Bergrückens immer mehr und mehr. Wie ein Vorhang rollt es sich vor unsern Augen auf; der Ritten und seine herrliche Alpe, die stattlichen Villen der Kaufherren von Botzen, und darüber hinaus schöne Waldhöhen, und nun die Kette der Mendola

und die Berge des Val di Non, der zackige Tobal, die Felsen des Vinstgaus und die Gletscher am Orteles, um dessen Haupt allein finstere Wolken lagern. — Dieß ist der Weg nach Gröden. Es gelang mir, mich in meine Kindheit hineinzuträumen, und die Wunder der Umgebung wirkten stärker auf mich ein.

Von Völs zieht sich der Weg sanft bergan; man geht am Fusse des Schlern *) hin, dessen Rücken, sanft gewölbt, grau, einem ungeheuern, ruhenden Wallfisch ähnlich sieht, der aus seinen Nüstern zwei dicke, achttausend Fufs hohe Wasserstrahlen in die Lüfte sendet, die nun aber auch erstarrt und versteinert sind, wie er. Das Hinaufstrebende, das Emporschießen ist eine Eigenthümlichkeit dieses wunderbaren Gesteins, die sogleich in die Augen fällt, wenn man auch nichts von den neuern Annahmen weiß, welche diese Massen mittelst vulcanischer Kräfte aus dem Innern der Erde heraufdringen lassen wollen. Aus diesen blendendweißen Schluchten und Klüften, von diesen Zacken und Obeliskten stürzen reichliche Gewässer, die sich ihr breites, tiefes Bett wühlen, und ernst und schweigsam legen sich die tiefgrünen Fichtenwälder an die Flanken des Berges, und umschleiern die tosenden Bäche. Noch ein weiter Blick war uns vergönnt über Fruchtfelder zu heimlichen Dörfchen hin, dann nahmen uns diese Wälder auf, und der Weg darin wurde beschwerlicher, zerrissener; verborgene Wasser rauschten, die einsamen Vögel ließen ihre besondern Töne vernehmen, von Zeit zu Zeit nur knallte eine Büchse, ertönte ein Ruf, und schlug ich die Augen in die Höhe, so sah ich die beiden hohen Strahlen des malerischen Schlern-Ge-
thüms weit und hoch über die Riesenbäume des Forstes emporschießen.

Das Erste, was wir für heute erreichten, war un-

*) Auch Schlernkofel genannt.

ser Nachtquartier, das Bad Ratze s. Es ist eine eigene Sache um diese tyrolischen Bäder. Es gehört die Natur der Bewohner dieses Landes dazu, um selbst krank noch Kräfte genug zu besitzen, zu einem solchen Bade auf dem beschwerlichen Wege hin zu gelangen. Wer nicht dahin reiten oder gehen kann, für den ist durch „ein Bändl“ gesorgt. Diefs sind Fuhrwerke, auf zwei Vorderrädern ruhend, die hinten werden durch Bäume ersetzt, die an der Erde fortschleifen, um das starke Hinabrollen zu verhindern. Obgleich der Sitz mit Federbetten wohlgepolstert ist, so sind doch Stöße und Püffe unvermeidlich. Die Gebäude des Bades machten in dieser Abgeschiedenheit einen angenehmen Eindruck. Man nennt dieses Thal „Purtschintl“, den Bach, der hindurch braust, „Tschapüt.“ Ich bin nicht im Stande, von dem Ursprunge dieser seltsamen Namen Kunde zu geben; sie sind nun eben, wie man sie in Märchen trifft, dachte ich mir, als ich mir die Decke im Bette zu Ratze s über die Ohren zog, denn es war ernstlich kalt. Von dem bunten Traume dieser Nacht will ich hier nichts berichten. Das Gebäude enthält 42 Schlafzimmer, 2 Speisesäle, eine Capelle u. s. w. Die Anzahl der Gäste mochte sich auf 60 belaufen. Die meisten waren Landleute, sogenannte feine Welt fehlte gänzlich; die hervorragendsten Figuren waren einige Geistliche und ein paar Beamtenfamilien. Man sagte mir, daß jährlich 5 — 600 Leidende hieher kämen, von denen zwei Drittheile geheilt nach Hause zurückkehren.

Man hat hier eine Eisenquelle, eine Schwefelquelle, vortreffliches Trinkwasser und Forellen von der ersten Sorte. Roulette und Faro fehlen gänzlich; die Toiletten werden in Wiesbaden eleganter gemacht, dafür ist aber in Ratze s mehr Schatten, größere Wohlfeilheit und eine erhabenere Natur. In ganz besonderem Ansehen steht die Trinkquelle, ich

fand sie hell wie Krystall, und überaus erfrischend. Man schreibt ihr Heilkräfte zu, und einige Gäste belagerten sie beständig, das Glas in der Hand, und tranken wie rasend. Ich will alle Anhänger des Professors Oertel in Ansbach auf das Wasser in Ratzes aufmerksam machen. Die Badegäste hier wußten noch gar nichts von der neuen Erfindung der Wassercuren, als ich ihnen davon sagte, freuten sie sich sehr, und verdoppelten ihren Eifer. Ein armer Mann, mit einem sehr aufgedunsenen Bauche, trank enthusiastisch auf Oertels Gesundheit, bis er ganz bleich wurde und nach Luft schnappte. Ich rieth, mit ihm die Cur der Ertrunkenen vorzunehmen, er wurde in wollene Decken gelegt und so lange gerollt, bis er die ungeheure Masse des Medicaments wieder von sich gegeben hatte. —

Aus den Dämpfen, die sich von dem tiefer liegenden Gehölz in die Luft erhoben, entwickelten sich nun Schönheiten, die uns der vorige Abend verschleiert hatte. Es war ein frischer, prächtiger Morgen. Der Schlern glühte ganz purpurroth, und aus der schwarzen Föhrenschlucht streckte die alte Veste Hauenstein einige weiße Spitzen, wie Zähne, in die Höhe. Dort hat einst der Tyroler Troubadour Oswald von Wolkenstein der Königin von Arragonien zärtliche Lieder gesungen, und ein Vorläufer Byrons seinen mittelalterlichen Child Harold gedichtet. Jetzt geht es um auf Hauenstein, und niemand findet sich, der neugierige Fremde dahin führen will. Man sieht weiße, flatternde Gewande zur Nachtzeit dort, und des alten, einäugigen Wolkensteiners Saitenspiel hört man erklingen. Die Märchen blühen überall am Wege. Wir brachen nach Gröden auf.

Ein wohlunterrichteter Freund übernahm es, uns von den Schicksalen Oswalds von Wolkenstein zu unterhalten, wir hörten ihm aufmerksam zu, während

wir seine mysteriöse Burg immer gehend im Auge behielten.

„In den Zeiten, als dieser ritterliche Sänger lebte“, fing er an, „waren Gelehrte in Tyrol eine außerordentliche Erscheinung, Bücher äußerst selten und sehr kostbar, um desto mehr verdient es dieser merkwürdige Mann bei der Nachwelt fortzuleben. Seine Jugend fiel in eine wunderbar bewegte Zeit. Die Sempacher Schlacht war geschlagen, wo der Kern des Adels von Tyrol, an der Seite Herzog Leopolds des Frommen, für Habsburg'sche Stammrechte, nach tapferer Gegenwehr umkam. Ueberall herrschte Gährung und Unruhe. In der Mark Brandenburg fand der Ritteraufruhr wider Friedrich von Zollern statt, in Oesterreich herrschte die Walsee'sche Fehde, in Bayern waren die blutigen Händel Kaspar des Torringers ausgebrochen, der an der Spitze der bayerischen Ritterschaft gegen Herzog Heinrich zu Landshut focht. Der Sieg, den die Appenzeller gegen ihren Hirten Zwingherrn Cuno von Stauffen, Abt von St. Gallen, erfochten hatten, machte auf die Tyroler bedeutenden Eindruck. Alle wollten Appenzeller seyn. Der Landadel trat zusammen, der Gährung entgegenzuwirken, und stiftete den Elephantenbund. Dieß war das erstemal, daß Oswald von Wolkenstein, an dem die Erscheinungen seiner Zeit nicht stumm vorübergegangen waren, sich den öffentlichen Angelegenheiten zuwandte. Er besaß damals zwei Burgen, Kastelruth und Hauenstein; seine zwei Brüder Lienhard und Michael hatten Aichach und Trofsburg. Auch sie traten dem Bunde bei. — Bald ward es Oswald aber in seinen Bergen zu enge, es trieb ihn an die Welt zu sehen, und er nahm deshalb Dienste bei dem Kaiser Siegmund. Er reiste nun bald als Gesandter, bald als Begleiter seines Herrn nach England, Frankreich und Spanien, um die dreifache Spaltung zu heben, welche die

Christenheit theilte, seit der Papst in Avignon war. Auch besuchte er (nach Familienurkunden noch früher, 1395) mit Herzog Albrecht IV das heilige Land und die Nordküste von Afrika. — Während des Zwistes der beiden Brüder Ernst und Friedrich von Oesterreich schlossen die Edeln, unter dem Vorsitze des Bischofs Ulrich von Brixen einen Bund: „damit sie mit billiger Bedächtigkeit, aber ganzer Treue und Unterthänigkeit gegen ihre Herrschaft, jeden, der das Land feindlich überzöge, strafen und den Zwiespalt der Herzoge heben wollten.“ Oswald war zugegen und förderte dieses Beginnen, doch wollte er keine Würde in dem Bunde bekleiden. Die kriegführenden Brüder ergrimmt hierüber, und nach geschlossenem Frieden dachte Friedrich daran, die Edeln, die er seinen Absichten zuwider glaubte, zu züchtigen. Er vertrieb Oswald und seine Brüder aus ihren Burgen, verbrannte diese, und belagerte die Vertriebenen auf Greifenstein, wo sie eine Zufluchtstätte gefunden hatten. Aber dieser Felsen spottete der Belagerer, eben so wie Oswalds felsenhähnlicher Muth. Bei einem Hauptsturme, den er zurückwies, raubte ihm ein Pfeil das rechte Auge. Endlich mußte Friedrich die Belagerung aufgeben, und Oswald konnte sich in Ruhe auf seine ihm noch gebliebenen Burgen zurückziehen. Was ihm „abgewonnen, zerbrochen und ausgebrannt“ worden, wurde ihm wieder erstattet und aufgebaut. Nicht lange genoß er jedoch dieser Ruhe. Schon 1419 zog er wieder mit Heinrich von Schlandersberg gegen die Husiten nach Böhmen. Er wurde im Wissahrad hart belagert, und mußte Hungersnoth ausstehen. Diefes war sein letzter Kriegszug. Er kehrte nun für immer nach Hauenstein zurück. Sein reiches, thatenvolles Leben lebte er nun noch einmal in der Erinnerung, und in dieser Zurückgezogenheit ward er zum Dichter. Er besang Gegenstände der schönen Natur,

Natur, die Abenteuer seiner Reisen, vor Allen aber Leiden und Freuden der Minne. Die schöne Königin von Arragonien lebt in diesen Liedern; sie hatte ihm einst eine goldene Kette geschenkt, und den Kannen- und Greifenorden verliehen, den er beständig trug. Aus seinen Dichtungen gibt sich ein gebildeter Geist zu erkennen, dem man es ansieht, daß er die Länder der Troubadours und Minstrels wohl kannte. Wir besitzen zwei Folioebände seiner Lieder, die er zum Theil selbst mit Notenzeichen versah, daher sie einen bedeutenden Werth für die musikalische Literatur haben. In Oswald sehen wir ein Vorbild Götzens von Berlichingen und Franzens von Sickingen. Er starb 78 Jahre alt (1445), nachdem er zweimal vermählt gewesen war.“

Unser Freund hatte seine Erzählung eben beendet, als eine Wendung des Weges das alte Hauenstein unsern Augen entrückte. Ich äußerte ihm meinen Wunsch, etwas von den Gedichten des Wolkensteiners kennen zu lernen, und er versprach mir ihn bei unserer Zurückkunft nach Botzen zu erfüllen. —

Ein gut gepflasterter Weg führte zur Seiseralp hinan. Es ist die weiteste in Tyrol und die gesegnetste. Sie hat sechzehn Stunden im Umfang und mehrere hundert Sennhütten oder Schwaigen. Das Vieh wird nicht hinaufgetrieben, sondern man mäht sie ab. Wir fanden oben alles voll Leben. Tausende von Mähern und Mäherinnen waren beschäftigt, das köstlichste Alpenheu zu gewinnen, wovon der Centner, deren zweihundert eine einzige Wiese liefert, mit drei Gulden bezahlt wird. So kostspielig und beschwerlich der Unterhalt der Leute auf der Alp und das Herunterschaffen des Heues ist, so bleibt eine Wiese auf der Seiseralp dennoch ein wünschenswerthes Gut, das um 5 und 6000 Gulden nicht zu erstehen ist, da jeder Eigenthümer diesen Besitz fest hält.

Die höchsten Punkte der Seiseralp sind Saltria und Buflatsch; die letztere Höhe wetteifert mit dem Schlern.*) Nur die beiden Hörner desselben und die Zacken des Blackkofels und des Rosengartens ragen noch über die Fläche der Alpe hinaus. Wir umfuhren sie ganz, und machten in zwei Sennhütten Halt, um unserem Appetit, der in diesen hohen Regionen sich öfter regte, ein Genüge zu thun. Die schwarzen Sennhütten zeigten nichts Eigenthümliches; derselbe saure Käsegeruch erfüllte sie, dasselbe Mobiliar hier wie überall. In der ersten bewirtheten uns die zwei hübschen Buben, die sie bewohnten, mit Milch und Brod. Schale, Löffel, Messer und Gabel waren von Holz, und von ihnen selbst geschnitzt. Wir kauften, zu ihrer Verwunderung, ein solches Besteck complet, und nahmen es zum Andenken mit. Die Buben waren nicht älter als 13 und 14 Jahre, und warteten hier oben, viele Wochen lang allein, des ganzen weitläufigen Milch-, Butter- und Käsegeschäfts einer grossen Alpenwirthschaft. — Die zweite Sennhütte war eine der grössten der ganzen Alpe, und wurde von einem guten alten Mütterchen bewohnt, die uns die verschiedenen Sorten Käse, womit ihre Hütte ganz vollgepfropft war, der Reihe nach zu kosten gab. Wir hielten hier ein Frühstück, das uns trefflich mundete. Und als wir beim Weggehen ihr Geld geben wollten, war sie nicht zu bewegen, mehr als einige Kreuzer anzunehmen. — Wenn nun aber Abends die stattlichen Mäher von der Wiese kommen, dann erklingt Musik, die Alpe entlang, dann wird hier oben getanzt, und die Mägde und Knechte haben alle ihren Sonntagsstaat dazu angelegt. Es ist aber auch eine Art Saison für diese Leute, nur mit dem Unterschiede, daß eine erschöpfende Arbeit mit der

*) Die Mitte der Seiseralpe ist 4371 F. hoch; die Höhe gegen Campidell über Molignon 6763 F.

Erheiterung Hand in Hand wandelt, weshalb aber auch die kräftigste Kost und der beste Wein von den Bauern und Grundherren herbeigeschafft werden muß.

Ueber Puffels ging es einen Schlund hinab, durch drei der reißendsten Wildbäche hindurch, an dräuenden Felsen vorbei, bis wir zu einem engen Plateau gelangten, wo uns die überraschendste Aussicht entgegen lachte.

Die grünen Felder lagen wie schmiegsame Teppiche auf dem weissen Felsen ausgebreitet, und bogen sich in die Klüfte hinein, und umwallten graciös den Rand der Bäche. Nur die schroffsten Zacken ragten aus diesem weichen Grün empor, von dem sich zierliche Häuser erhoben, groß und klein, hoch und niedrig, aber alle weiss, alle Fenster blank, alle Thüren gelb oder grün, alle Dächer roth, gerade wie ich sie in meiner Kindheit in der Bude des Herrn Vogler so oft bewundert hatte, und dabei waren diese Wohnungen so auf den Höhen rings umher vertheilt, so ordentlich und doch nicht regelmässig, als hätten sittsame und gescheidte Kinder ein Dörfchen bauen wollen und sie hingestellt. Ja, diefs ist Gröden, Voglers Vaterland, rief ich aus, diefs ist das Märchenland, wo die Träume der Jugend Leben gewinnen! —

Das ganze Thal ist nur gegen anderthalb Meilen lang, eine Drittelmile breit, auch wohl noch enger, und ganz mit diesen freundlichen, zerstreuten Wohnungen bedeckt. Die, welche ich vor mir sah, bildeten den Hauptort St. Ulrich. Aus ihrer Mitte erhob sich eine Kirche *), grösser und stattlicher als gewöhnliche Dorfkirchen, aber dabei so freundlich getüncht und verziert, wie alles Uebrige. Ich trat

*) Vor dieser Kirche ist man 3492 F. höher als der Spiegel des mittelländischen Meeres.

ein. Ein helles Gewölbe war mit Frescobildern über und über geschmückt; gestickte und gemalte Fahnen standen zu beiden Seiten; die Bilder der Jungfrau und einiger Heiligen waren, ungemein prachtvoll gekleidet, in Glasschränken aufgestellt; Alles glänzte von Gold, und selbst Perlen und Edelsteine waren daran verschwendet; die Betstühle und alles Holzwerk waren sauber geschnitzt und reich vergoldet. Ein altes Männchen, das uns folgte, fragte, ob wir den heiligen Leib sehen wollten, den ein Grödener, der lange in Italien gewesen, seinem Geburtsorte geschenkt hatte. Er öffnete einen Schrank und zeigte uns ein vollständiges Gerippe: die Knochen alle mit Flor umwunden und mit Ringen und Spangen von Gold und Steinen bedeckt; ein kurzes rothes Sammröckchen mit breiter Stickerei gürtete die Hüften, und kriegerische Halbstiefeln bedeckten die Füße. In den Kiefern steckten alle Zähne, weiß und glänzend, und nach der Feinheit der Knochen schien es das Gerippe eines Jünglings zu seyn. Das alte Männchen nannte es den Leib des heiligen Benedict.

Das Männchen, welches den Cicerone gemacht hatte, war der Mefsner im Orte. In seinem Hause wie in allen übrigen wird das Schnitzwerk verfertigt, das Gröden so reich macht, weil es damit guten, frommen Kindern so viele Freude gewährt. Wir folgten der Einladung und traten in eines der freundlichen Häuschen, woraus der ganze Ort besteht. Im niedrigen, holzgetäfelten Zimmer saßen einige alte Weiber und Männer am Tische, hatten Stücke Holz in der Hand und schnitten daran behend und flink herum. Eine muntere Alte ergriff ein frisches Stück und sagte, sie wolle in unserer Gegenwart einen Fuchs schneiden, eine andere erbot sich zu einem Wolf, ein Mann zu einem Tyroler, und ein Vierter zu einem tabakrauchenden Holländer. Es war bewundernswerth, wie kühn sie mit ihren Instrumenten

zu schneiden begannen, wie sicher sie dann weiter formten, und wie schnell die Umrisse sich zeigten. Sie versicherten, nie ein Stück Holz zu verschneiden, wohl aber zeigten sie ihre Hände und Finger voll Narben, und sprachen davon, daß sich mehrere von ihnen schon verstümmelt haben, und daß dieß sehr leicht geschehen könne. Von der im Ort auf höhern Befehl neu errichteten Zeichenschule sprachen sie mit Geringschätzung. Wer sie nicht im Kopfe habe, meinten sie, werde ihre Kunst nie lernen. So haben ihre Eltern es schon gemacht, und sie machen es eben so, und die Jungen, die jetzt zeichnen lernten, machen es auch nicht besser. Sie erzählten uns, daß der Erste, welcher die Schnitzerei im Thal übte, Johann de Mez war, wohnhaft zu Schuaut, unweit St. Ulrich. Er kam im Jahre 1703 auf den Einfall, Bilderrahmen aus dem Holze der Zirbelnuskiefer zu schneiden, die, obgleich einfach und plump gearbeitet, dennoch Abnehmer fanden. Die Brüder Martin und Dominik Vinazer sahen sogleich, daß hieraus dem armen Thale, wo Weizen und Heidekorn der hohen Lage wegen nicht mehr gedeihen, und der spärliche Roggen zum Unterhalte nicht hinreicht, ein reicher Erwerbsquell entspringen könne. Das Zirbelholz, welches, weich und fettig, sich so leicht formen läßt, war in großem Ueberflusse an den Berghalden verbreitet; mit einigem Scharfsinn und natürlicher Kunstfertigkeit begabt, versuchten sie die ersten Figuren. Es gelang, und sie fanden vielfache Nachahmer. Hiebei blieben sie jedoch nicht stehen, sondern gingen nach Venedig, um Unterricht zu nehmen. Sie kamen als Künstler zurück, welche sogar Basreliefs in Silber auszuführen verstanden. Auf ihre Landsleute wirkte ihr Beispiel mächtig ein; bald wollte das ganze Thal nichts als in Holz schnitzen; mit der neuen Thätigkeit erwachte ein eigener Geist der Industrie und Specu-

lation, der fast in jedem Thale Tyrols schlummert, und nur auf den günstigen Augenblick wartet, sich thätig zu regen.

Während die Weiber daheim schnitzten, zogen die Männer auf die Handelschaft aus. Dießs Thal hat überdieß noch die besondere Eigenheit, mitten in Deutschland eine Sprache zu besitzen, welche aus französischen, spanischen, italienischen und deutschen Wörtern zusammengesetzt zu seyn scheint. Dießs er eichterte ihnen den Verkehr unter fremden Nationen. Sie dehnten ihre Züge weit aus, über Europa hinaus, nach fremden Welttheilen sogar. Die ehrlichen, naiven Naturmenschen mit ihrer freundlichen Waare, den lieben Kindern eben so willkommen als den liebenden Eltern, setzten schnell und viel ab, und das Geld mehrte sich in ihren Cassen. Der lebendigste, unausgesetzteste Fleiß mußte sich in Gröden rühren, um den Bedarf nach auswärts zu befriedigen. Die Fabricanten daheim, die Kaufleute in der Fremde gewannen immer mehr Sicherheit, Uebung, Fertigkeit. Ein bedeutendes Fabrik- und Handelsgeschäft, wobei die Bevölkerung des ganzen Tha-les interessirt war, hatte seinen Anfang genommen. Wo vor fünfzig Jahren noch Armuth und Dürftigkeit herrschten, floß jetzt reicher Segen; das einsamste Thal, das Jahrhunderte wie verloren und vergessen da gelegen hatte, erhielt nunmehr posttäglich Briefe und machte wöchentlich große Versendungen, die freilich auf den steilen Wegen hinab zu den Fuhrleuten, welche in Kunterswege an der Poststrasse warteten, mühsam transportirt werden mußten. Man beklagte sich nicht mehr über die Unfruchtbarkeit des Bodens, liefs er doch den herrlichen Zirbelnufsbaum gedeihen, der ihnen Arbeit, Wohlstand, Leben verlich.

Der Reichthum war so plötzlich, mit einem Mal über das Thal hereingebrochen, gleich als ob irgend ein

wohlthätiger Berggeist ihn demselben beschert hätte; aber ebenso droht er nunmehr auch zu verschwinden. Die armen Thoren, geblendet von dem Glück, schnitten und schnitten hundert Jahre und darüber; eine Kiefer nach der andern wurde gefällt, und verwandelte sich unter ihren Händen in Menschen- und Thiergestalten, die hinwieder in alle Welt gingen, um sich in Geld zu verwandeln. Niemand dachte daran, den wohlthätigen Baum zu hegen und für seine Fortpflanzung zu sorgen, und der gute Berggeist, um diese Fahrlässigkeit zu bestrafen, hat ihn nun ausgehen lassen, und wie eines Morgens die Leute zu den Felsen kamen, um Zirbelnuskiefern zu fällen, gewahrten sie mit Entsetzen, dafs keine mehr da waren. Sie durchstrichen die Schluchten und Klüfte nach allen Richtungen, keine Kiefer wurde mehr angetroffen, und trostlos gingen sie nun nach Hause, um aus weggeworfenen Stückchen, elende Fragmente, Zwergpüppchen und Hündchen zu schnitzeln, so gut es gelingen wollte. Um nicht zu verarmen, sind sie genöthigt, in das benachbarte Thal zu klettern, um dort den wohlthätigen Baum zu kaufen, und so einen Theil ihres erworbenen Gutes in fremde Hände fließen zu lassen, bis der Samen gedeiht, den sie vertrauend in die Erde gesenkt haben. Darüber können nun wohl aber viele Jahre vergehen. — Dieses ganze Ereigniß schien mir so moralisch, dafs man eine Fabel nicht besser ersinnen könnte: von den einfachen, armen, betriebsamen, dann in Glück und Reichthum unüberlegten Thalbewohnern. —

Ein junges Mädchen, welches spitzenklöppelnd in einem Winkel safs, wurde von einer freundlichen alten Frau aufgefordert, ihren Sonntagsstaat für uns anzulegen, und sie selbst stand von der Arbeit auf, ihr dabei behülflich zu seyn. Die Gefälligkeit war gröfser, als das Vergnügen, welches sie uns damit

machte. Der Anzug ist nur wenig kleidsamer, als der in den andern südtyrolischen Thälern, und die gestrickte Mütze, die hier wieder den schönsten Mädchenkopf verhüllt, steht nur darum etwas besser zu Gesichte, weil sie bedeutend höher und schmaler, und daher birnförmiger aussieht. Der Brautputz ist noch fremdartiger, und gewöhnlich sehr kostbar.

Geht hier ein junger Bursch auf die Freite, so ist das Erforderlichste, daß er sich mit einer gehörigen Anzahl von Fingerreifen, Ohrringen und Granatenschnüren versehe. Je reicher er ist und je mehr er für diese Gegenstände aufwenden kann, desto sicherer ist er der Annahme seiner Bewerbung. Zwanzig Ringe, und das Andere im Verhältnisse, sind nichts Ungewöhnliches; dreizehn Ringe sind alltäglich; reiche Freier bringen funfzig mit, und lassen es auch an Ketten, Uhren und andern Kostbarkeiten nicht fehlen.

Schon öfter kamen ganz alte, feingekleidete Herren in das Thal, deren von der Sonne gebräunte und vom Leben durchfurchte Züge niemand gesehen zu haben sich erinnerte. Erst als sie ihren Namen nannten und die Sprache des Thales zu reden wußten, glaubte man ihnen, daß sie einst dort geboren worden. Sie kehrten heim, nachdem sie viele Jahre in weiter Ferne Handelschaft getrieben und die von ihnen begründeten Häuser Andern zur Verwaltung übergeben hatten, um dem heißen Drange zu folgen, in dem geliebten Heimaththale ihre Tage zu beschließen. Das Erste, woran sie hier dachten, war, eine junge Grödnerin heimzuführen. Alle Schönen, die sie draussen gesehen, konnten ihre Herzen nicht rühren, die reizendsten Toiletten gefielen ihnen nicht, immer dachten sie an die stumpfnasigen, rothwangigen Mädchen mit den birnförmigen, gestrickten Hauben, und erst auf der Höhe von Pufels oder Rungaditsch begegnete ihnen ihr Ideal, dem sie entzückt

entgegenriefen: „*keschtina bella muta!*“ (das ist ein hübsches Mädchen!) Vor nicht gar langer Zeit kehrte aus Barcellona ein sehr reicher alter Grödener zurück, der sich die Schönste im Thal freite. Er liess ein grosses Haus bauen, weit und bequem und reinlich, im Uebrigen nach Grödener Art, wie die, welche sie schnitzen und in Schachteln als Spielzeug verkaufen. Darin wohnt nun der alte Herr, dem Aeufsern nach ein Spanier und ein Mann von Welt dazu, mit seiner Frau, in der ländlichen Tracht des Thales, dabei mit Ketten, Granaten und Ringen behängt, und mit den Kindern, die wie reiche Leute von Stand erzogen werden. Solcher Beispiele gibt es viele. —

Unter diesen Mittheilungen, welche wir den Schnitzern in der Stube des Mefsners verdankten, waren Wolf, Fuchs, Tyroler und rauchender Holländer fertig geworden, sie wurden geputzt und geschliffen und uns gegen eine geringe Bezahlung zum Andenken übergeben. Solche Stücke werden von den „Verlegern“ mit drei bis sechs Kreuzern bezahlt, und ein geschickter Arbeiter kann zehn täglich liefern. Viele behalten ihre natürliche Farbe, andere kommen zum Maler und Lackirer, und werden dann in den Magazinen der Verleger aufgehäuft, um nach allen Weltgegenden versandt zu werden. Die vornehmsten Grödener Etablissements halten in Neapel, Palermo und Florenz die Brüder Peratoner; in Barcellona, Cadiz, Messina und Venedig die Brüder Insam; in Lissabon die Brüder Velponer; in Madrid Joseph Mauroner; in Rom Bernhard Pitschieler; in Philadelphia Joseph Anton Meingutscher u. s. w. In vielen Städten zählt man neun Grödener Handlungen, wie in Triest und Venedig; ausserdem findet man sie auf den meisten Messen und Jahrmärkten. Wer in Deutschland Lust hat, ihre Bekanntschaft zu machen, dem nenne ich die Handelshäuser von Gudauner

in Leipzig, so wie von Runggaldier und Sennoner in Nürnberg. —

Laute Lustigkeit ist aus diesem Thale gänzlich verbannt. Zu tanzen wagt niemand, weil für diese Sünde keine Absolution ertheilt wird. Die guten Leute halten sich dafür im Auslande schadlos, wo es nicht so streng genommen wird; und ich selbst hatte das Vergnügen, mich mit einem schönen Kind aus Gröden, das ich auf dem Brenner traf und in meinen Wagen nahm, bei dem Kirchweihfest im Zillertale wacker herumzudrehen. Dieß arme Kind war noch nie aus seinem Thale gekommen, und erst sechszehn Jahre alt. Es wanderte zu Füsse nach Schwatz, zu einer Base, die dort schon seit mehreren Jahren ein kleines Geschäft etablirt hatte, um bei ihr die Handlung zu erlernen. Es war das unbefangenste Gemüth, neugierig und läppisch wie ein Affe. Abends kamen wir nach Innsbruck; die Kleine war vor Erstaunen ganz aufser sich. So hatte sie sich die Hauptstadt nicht gedacht. Eine Ausrufung drängte die andere, und wenn ich mir eine Frage an sie zu richten erlaubte, so wurde ich mit einem schnell wiederholten Scht! abgefertigt, damit ich den Eindruck nicht stören möchte, den die prachtvolle Erscheinung einer Straßenslaterne, die erhabene einer hin- und herspazierenden Schildwache, eine lange, beleuchtete Fensterreihe, oder einige schnell dahinrollende Carrossen auf sie machten. Von allen *Commis-voyageurs*, mit denen ich auf Reisen zusammentraf, war mir dieser der interessanteste.

Ich zog aus der Bekanntschaft überdieß noch den Vorthail, einige Kenntniß von der Sprache des Thales zu erlangen. Es soll die alt-etruskische seyn, welche die Rhätier, als sie vor den einbrechenden Barbaren in die höchsten, unwegsamsten Thäler flohen, mit sich nahmen, und die von ihren einsam lebenden Nachkommen lange unverfälscht und unver-

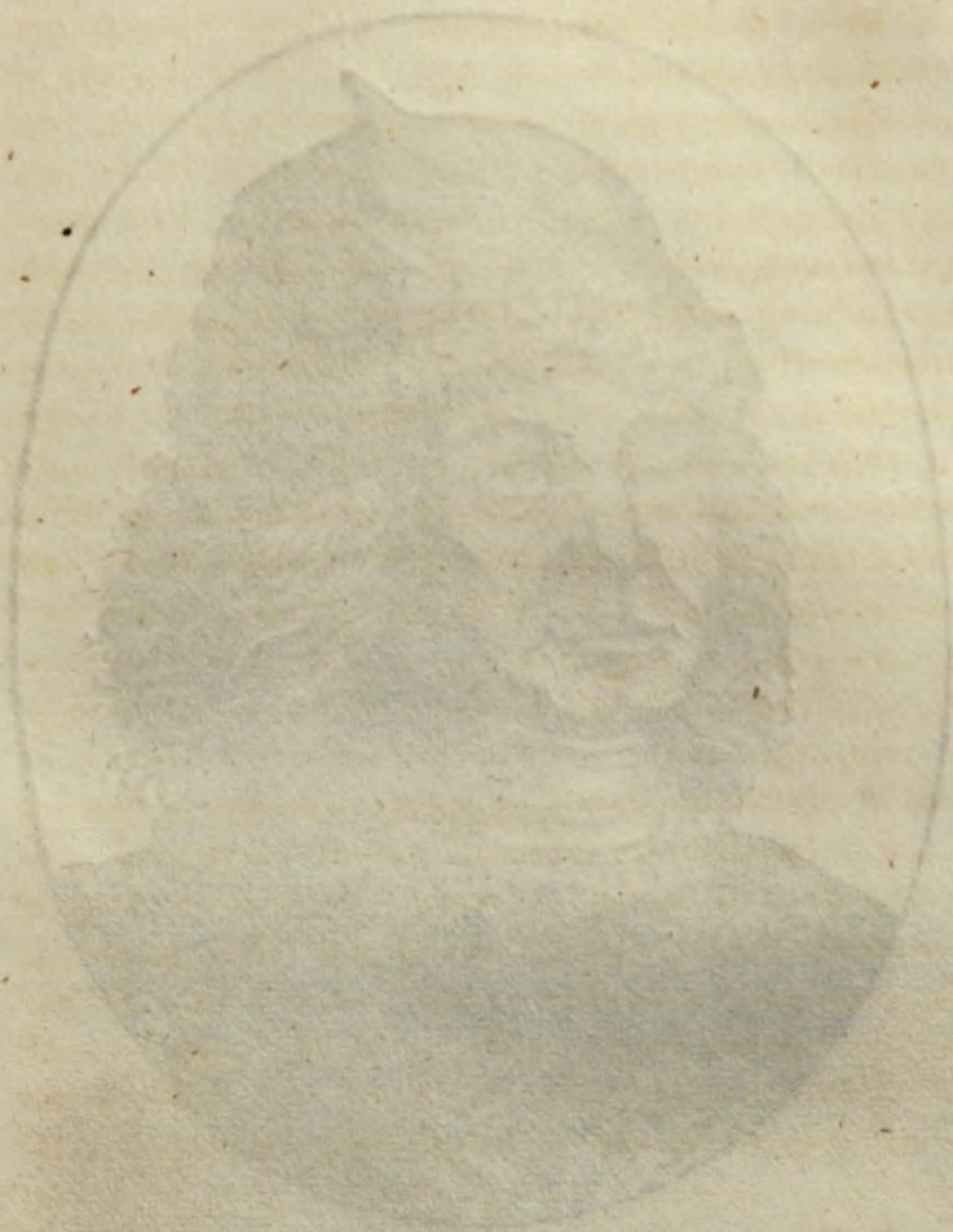
menget bewahrt wurde. Wie sie sich jetzt uns darstellt, sind viele Eindringlinge bemerkbar, welchen vielleicht der spätere Verkehr erst den Schlagbaum öffnete. Interessant ist diese Sprache jedenfalls; obgleich sie mit dem Romanischen Aehnlichkeit zeigt, so ist sie dennoch von den Dialekten des Engadin und der Badioten in Enneberg sehr verschieden. Um aufrichtig zu seyn, muß ich bekennen, daß sie eben nicht zu den wohlklingendsten gehört; wollte man es versuchen, sie in einem eleganten Salon oder auf dem Theater zu sprechen, so müßte sie wohl einen komischen Effect machen. Vernimmt man sie jedoch von den volltönenden Stimmen, schnell und übersprudelnd hervorgestoßen, mit dem schnarrenden *r* und den starken Kehllauten, wie sie im Thal, in der Umgränzung der Dolomitpallisaden, neben den blanken Häuserchen gesprochen wird, so hört man ihr gern zu, und findet es nicht mehr als billig, daß hier in dieser so ganz besondern Gegend unsers Erdballs auch eine ganz absonderliche Sprache herrsche. Ich will hier einige Proben mittheilen, die ich nur zum Theil dem Unterrichte im Wagen vom Brenner nach Innsbruck verdanke, da ich schon während meines Aufenthaltes in St. Ulrich, St. Jacob und St. Chrischtein meine Studien begonnen hatte. Da die Sprache nie geschrieben wurde, so habe ich mich, der Orthographie wegen, nicht zu rechtfertigen. Ich schrieb der Aussprache nach, wenn man einem jeden Buchstaben sein deutsches Recht angedeihen lassen will. So heißen die Wochentage z. B.: *Domania*, *Lunes*, *Mardi*, *Mercudi*, *Dschrubia*, *Venderdi*, *Sada*. Das Thal selbst heißt: *Gardéna*, der Bach darin, *Plan Dirsching*. Der Fuchs wird *volp* genannt; der Wolf, *lauv*; das Pferd, *dschiaval*; das Auge, *l'vuëdl* (in der Mehrzahl: *i vuëdli*); der Leib, *l'corp* (*i corpes*); der König, *l'rae* (*i raejesch*); der Vater, *l'pèr* (*i pèresch*); der Knabe, *l'mut* (*i mutongs*); der Vogel, *l'utschöll*

(*i utschiöi*); die Seele, *l'ana* (fem. pl. *l'anes*); die Wahrheit, *l'aurità* (*l'auritejes*); die Mutter, *l'omma* (*l'ommangs*); der Bär, *la lors* (*la lores*); das Ohr, *l'auraedla* (*l'auraedles*); die Lüge, *la bauschija* (*la bauschijes*); wo, *ullà*; da, *tlò*; überall, *glong*; wenig, *puec*; zweimal, *doijedesch*; freiwillig, *dadschjeng*; obschon, *schwaenkö*; wohl viel, *ben debot*; sò schnudlè, knieen; *s'ammalè*, erkranken; *arpè*, erben; *plurè*, trauern; *tschiatschè*, jagen; *sò fè sanglaschè*, zur Ader lassen; *cri*, suchen; *schtlà*, schießen; *de schleta stredes*, die schlechte StraÙe; *bon prà*, gesegnete Mahlzeit, *djella Kesch Signor foluschtier*, seht doch den fremden Herrn; *la djoppa*, die Suppe, *un Eingemacht*, ein gesottenes Huhn; *un pudschin brata*, ein gebratenes Huhn; *il Gwand*, *la Gwandlina*, das Kleid. Obgleich meine Kenntnisse etwas umfassender sind, so glaube ich mich hier nicht damit brüsten zu dürfen und als Probe genug mitgetheilt zu haben, um einen Begriff zu geben.

Wie wir Gröden verließen, da wendete sich immerfort der Blick wieder darauf hin, um den lieblichen Eindruck für's ganze Leben mitzunehmen, und als wir auf der letzten Höhe noch einmal zum Abschiede das Bild seinen Zauber auf unser Gemüth üben ließen, da kam es wie Wehmuth über uns Alle, die besonders stark in mir lebendig wurde. Dann aber folgte eine angenehme Beruhigung; ich hatte ja eine Sehnsucht aus frühester Jugend gestillt, und wie ein Muselmann, der von der Pilgerfahrt nach Mecca heimkehrt, rollte ich auf meinem „Bändl“ zum uralten Markte Castelruth hinab, der noch von beträchtlicher Höhe über dem Eisackthale mit einem himmelhohen Thurme, dem Stolze der Einwohner, uns zu sich winkte. — So müde ich war, konnte ich doch nicht umhin, der „heiligen Kümmeris“ meinen Besuch abzustatten. Sie läßt sich auf einem Hügel neben der Stadt verehren, und die Sage, daß

ihrem Bild in der Capelle der Bart wachse, lockte uns nicht wenig an, ihre Bekanntschaft zu machen. Die Art und Weise, wie die Einwohner selbst mit diesem Wunder geheimnißvoll thaten, erst läugneten, dann sich versprachen, endlich verriethen und zuletzt halb und halb etwas davon zugaben, war ganz geeignet, unsere Neugier zu steigern. Man macht in Tyrol so leicht die Bekanntschaft gänzlich unbekannter Heiligen, daß man es nicht übel nehmen kann, wenn man etwas von ihren nähern Lebensumständen mitzutheilen sich erlaubt. Die heilige Kümmerin war eine mittelalterliche Taglioni, mindestens so schön wie Fanni Elsler. Ihre reizende Kunst zog ihr viele Anbeter zu, welche ihrer Tugend Fallen legten, und die Tänzerin plagte sich deshalb mit Kasteiungen und Bußübungen. Endlich bat sie den Himmel, er möge ihr die verderbliche Schönheit nehmen, und er war so gnädig, ihr einen starken Männerbart an dem Untertheil ihres Gesichts zu verleihen, dessen sich kein Sappeur hätte schämen dürfen. Diese Gnade machte sie glücklich. Die gute Kümmerin! Welche ihrer Kunstgenossinnen würde wohl 1834 ihr Glück theilen wollen? Dieß aber war die Heilige, zu welcher wir noch bei trüfelndem Regen und fernen Donnersehlagen wallfahrteten, als wir müde und matt aus Gröden angekommen waren. Wahr ist es, daß wir einen Bart an dem Bilde entdeckten, ob er ihm gewachsen sey, oder ob er daran befestigt war, will ich hier nicht entscheiden, doch möchte ich mich — wenn ich allen Ernstes darum gefragt würde — für das Letztere bestimmen. — Kastelruth ist übrigens ein uralter Ort, dessen Ursprung von den Zeiten der Römer datirt. Die Kleidung der Frauen, des Sonntags, ist der im Mittelalter üblich gewesen sehr ähnlich. Sie ist schwarz mit breiten Halskrausen u. s. w. Von dem Thurme hat man eine herrliche Aussicht und der Gasthof ist musterhaft rein-

lich und billig. Da der Weg durch das sogenannte „Torkele,“ gerade auf Kolmann zu, nach Aussage der Leute, „etwas ängstlich“ seyn soll, so zogen wir es vor über den Völser Grund zurückzugehen. Denn was die Tyroler schon ängstlich nennen, ist für andere Erdensöhne gewiß haarsträubend. Wir sahen nachher von unserm Wege auf das „Torkele“ hinab, das sich an manchen Stellen senkrecht, mit fürchterlicher Hast in das Eisakthal hinabsenkt, und priesen uns glücklich, es nicht eingeschlagen zu haben, obgleich auch unsere Strafe für eine nervenschwache Dame hinlänglichen Stoff zum Schwindel geboten haben würde. Die reizendste Aussicht entschädigte aber hiefür.



Oswald v. Wolkenstein
Bilder und Dichter. A. 1883.



Osswald v. Wolkenstein

Ritter und Dichter, A^o. 1432.

IV. Capitel.

Von Botzen nach Trient.

Minnelieder. — Die Botzener Messen. — Benehmen reisender Engländer. — Der singende Vetturin. — Tramin und Kaldern. — Die Heilige von Kaldern. — Salurn. — Noch einmal reisende Engländer. — Die Einwohner des untern Etschthals. — Die Geistlichen. — Die Dörfer. — Seidenzucht. — Val di Fiemme. — Val di Fassa. — Trient und Herr Mercey. —

In Botzen angekommen, erfreute mich die Mittheilung einiger Gedichte Oswalds von Wolkenstein. *) Es geht eine zarte Wehklage durch alle hindurch, und mildert die Rauhigkeit der Sprache. Besonders lieblich will mir das Folgende erscheinen:

Ain Kunigin von Arragon was schön und zart,
 Dafür ich knyet zu willen, raicht' ich ir den Bart,
 Mit Hendlein weiß, band sie darein ein ringlein zart,
 Und sprach nun: „*Mayples des ligaides!*“ —
 Von ihren Henden wurd' ich in die Ohren mein
 Gestochen durch, mit einem messin Nädlein.
 Nach ihr Gewonheit slofs sy mir zwen Ring darein,
 Die trug ich lang, und nennt man sy: *Raycaydes*.
 Ich sucht' zu stund
 Kunig Sigmund,

*) Wie ich höre, beabsichtigt P. Beda Weber, ein gelehrter Benedictiner der Abtei Marienberg im Vintschgau, und Gymnasialprofessor in Meran, die Herausgabe sämtlicher Werke dieses Minnesängers.

Wo ich ihn fund,
 Den Mund er spreuzt,
 Und macht ein Kreuz,
 Da er mich kannt,
 Der rufft mir schier:
 Du zeigest mir
 Hie diesen Tant —
 Freundlich mich fragt: tun dir die ring nicht leides? —
 Weib und ouch man
 Mich schauen an,
 Mit laschen so
 Newn Personier
 Kunglicher Zier,
 Die waren da
 Ze Zär prun
 Und Babst von Lun
 Genannt Petro

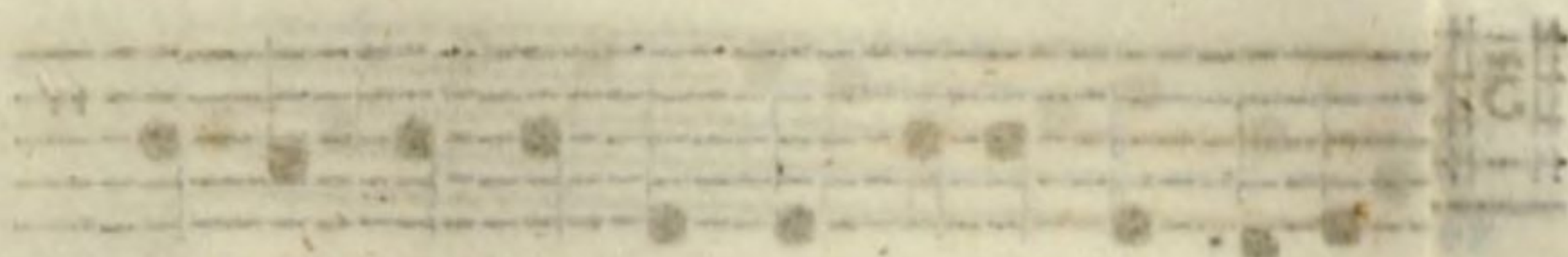
Der römisch kung, der zehent und die von Preydes. —

Wer findet die Weise nicht lieblich, wie die
 Königin ihm die Ohrläppchen durchsticht, und wie
 einfach und hübsch es der alte Kriegsheld erzählt.
 Dann — nachdem er mit seiner Zier forteilt und
 sich vor dem König und den andern hohen Personen
 zeigt — wie charakteristisch ändert er da das Vers-
 maßs, wie stolz wird er, und nun die Frage seines
 königlichen Freundes: „Thun Dir die Ring' nicht
 Leides?“ — Ich finde dieß Alles allerliebste. —

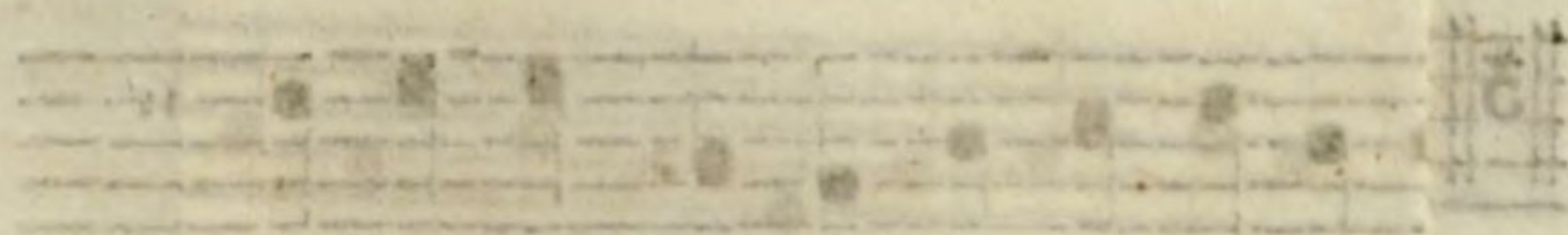
Ein anderes Lied beginnt so:

Es wär' zu lang sollt' ich erzellen all mein Not,
 Ja zwinget mich erst ein auserwähltes Mundli roth,
 Davon mein Herz ist wunt bis in den bittern Tod,
 Vor ihr mein Leib hat manchen Sweiß berennen.
 Dick, rot, und bleich hat sich verkehrt mein Angesicht,
 Wenn ich der zarten Dirn' hab' gewonnen Pflicht,
 Vor Zittern, Seufzen hab' ich oft empfunden nicht
 Des Lebens mein, als ob ich wär' verbrunnen! —

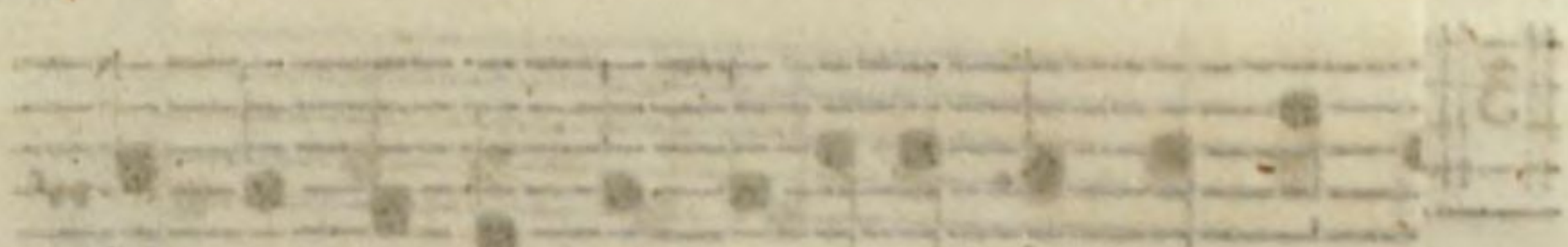
Dieß



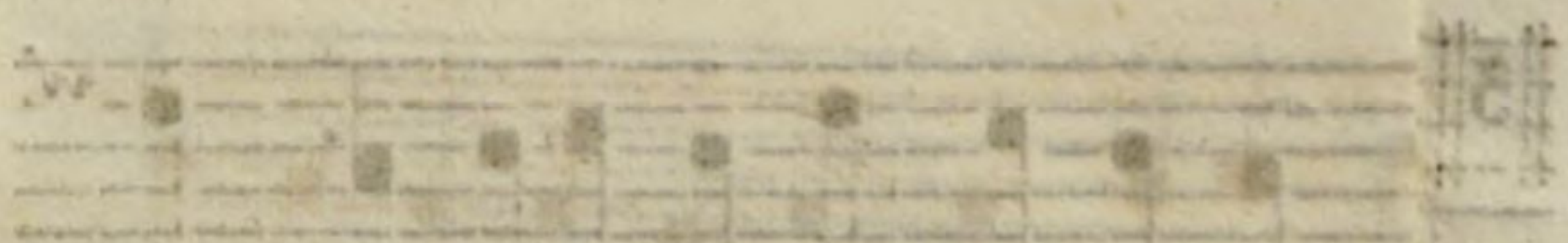
gestalt, mit offed, nimm, wangen winkel



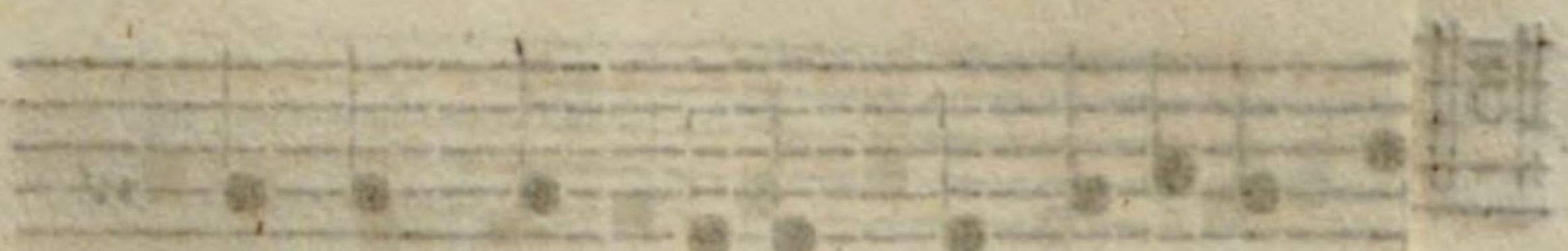
und ein Stücken Brod, das was von



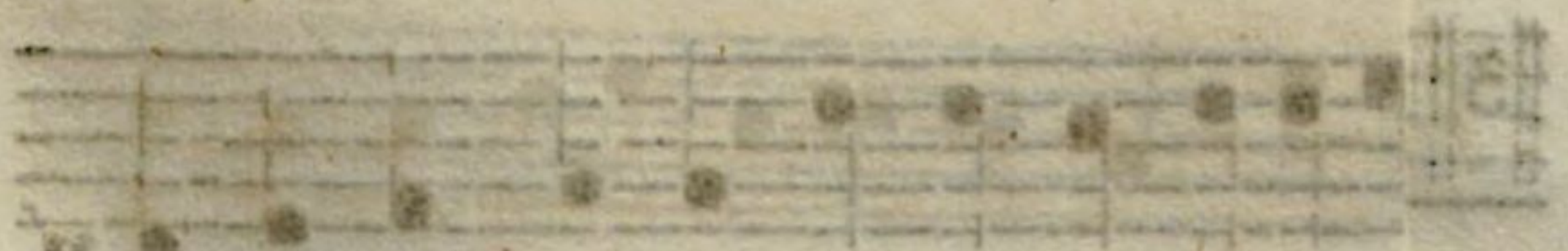
in trosten vor Gefahren, sey der das ich ward



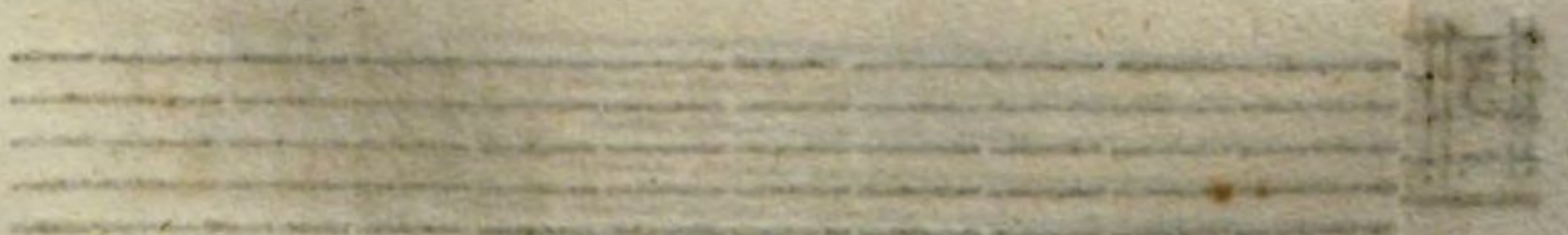
wohl vierehn Jahr, ein Rossen Jahr, wann



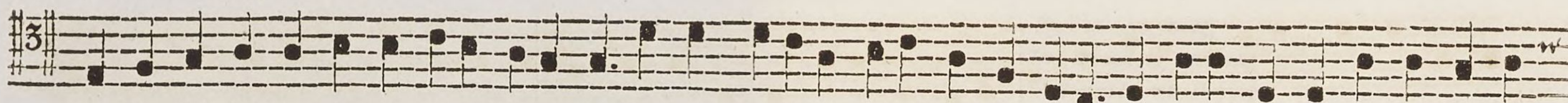
a mit laide, zwar reiner, hoch, so was



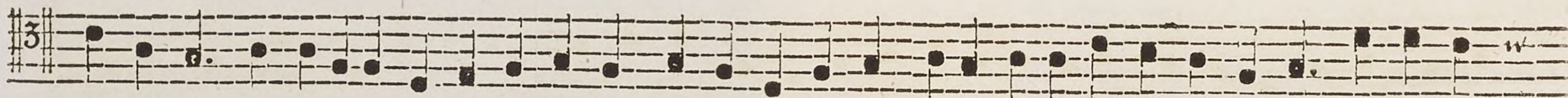
sind - a und in ders wo auch wieder hat



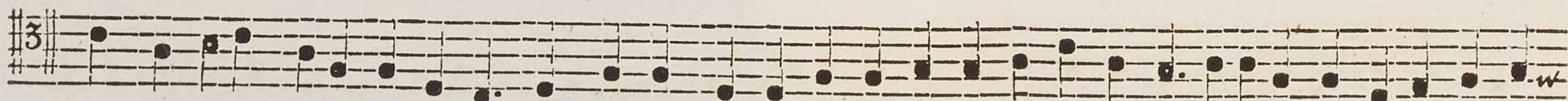
(Zu Seite 177.)



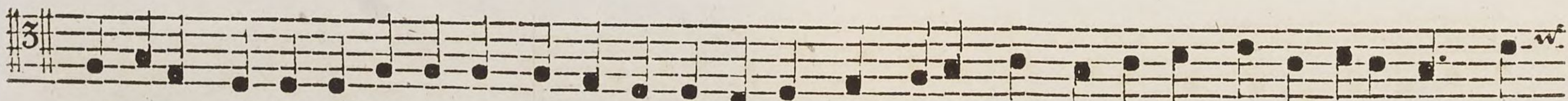
Es fügt sich do ich was von zehen Jahren alt, ich wollt besehen wie die Welt war gestalt, mit ellend, armut, mangel winkl



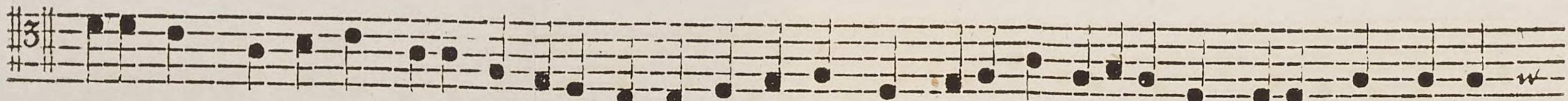
haifs und kalt, hab ich gebaut bei christen kriechen, haiden, drei Pfenning in dem peutel und ein Stüklein Brod, das was von



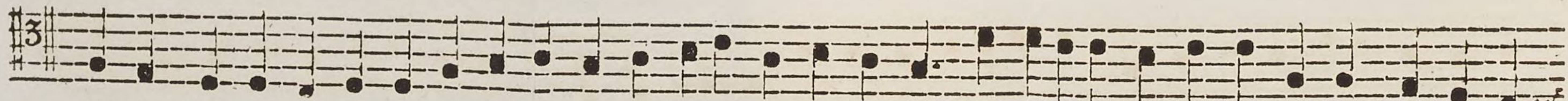
haim mein zerung do ich lof in Noth, von fremden Freunden so hab ich manchen tropfen rot gelazzen, sey-der das ich ward



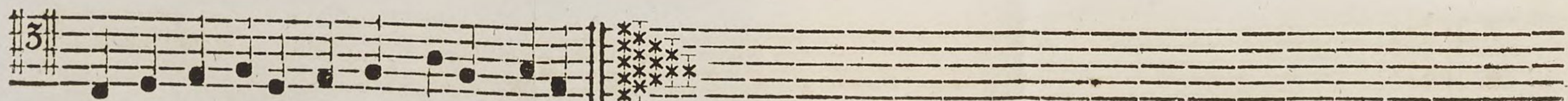
verschaiden, ich loff zu Fuß mit schwerer Buß bys daß mir starb mein Vater zwar, wohl vierzehn Jahr, ein rossen varb, wan



einnes roupt, stal ich halbs zumal, mit valber varbund des geleich schied ich da-von mit laide, zwar renner, koch, so was



ich doch und mar statt er auch an dem Ruder zoch ich zu mir, das was sauer, in Kandi-a und an-ders wo auch wieder har



viel rauche kittel was mein bestes kloide.

Diefs kann noch nach 400 Jahren als Muster einer minniglichen Zärtlichkeit gelten! Diefs sind, denk' ich, Aeufserungen eines Liebhabers, wogegen unser brünstigstes: „Auf Ehre, ich liebe Dich, Du meines Auges Stern!“ oder dergleichen ganz erbärmlich absticht.

Und nun höre man erst weiter:

— — — — — Ach Gott, wüßst' sy doch halb meines
Laidens Burd,

Nur wie vil desto ringer oft wie Weh mir wurd,

Und hätt' geding wie es ihr mußt erbarmen:

Wenn ich in ellend

Dick, mein Hend

Oft winden muß,

Mit grossen Leiden

Thu' ich meiden

Deren Grufs;

Spat und ouch fru

Mit keiner Ru

So slaff ich süß,

Das klag' ich ihren zarten, weissen Armen!

Ihr lieben Maid,

Bedenkt das Laid,

Die Mynne pflegen;

Wie wohl mir wart

Do mir die zart

Bot treuen Segen;

Zwar auf mein Ehr'

Ihr wider gegen

Des mußt' mein Aug' in Zähren dick erbarmen!“ —

Ich enthalte mich aller weitem Bemerkungen. Zärtlicher ist Liebesschmerz in unserer Sprache nie ausgedrückt worden, wie von diesem alten, ehrenwerthen Helden. Ich lege hier noch ein von ihm in Noten gebrachtes Gedicht bei.

Die Botzener Messen waren sonst von Bedeutung,

jetzt sind sie zu Nichts herabgesunken. Lebhafter und von großer Erheblichkeit ist die Seidenmesse in Trient, welche dort zu Ende Augusts gehalten wird. Zu dieser Zeit finden sich stets eine Menge Gelegenheiten in Botzen, um nach Trient zu kommen, die den Reisenden zu unglaublich billigen Preisen aufpacken und mitnehmen. — Einiges Aufsehen hatten im Gasthofs zur Krone ein Lord S. und ein griechischer Graf M. gemacht, die mit einigen Damen ein paar Tage sich dort aufgehalten. Sie hatten die besten Zimmer, und ihre großen Reisewagen nahmen den ganzen Platz in der Halle ein, sie aßen zu allen Stunden des Tages, und wollten bald dieß bald das. Dabei accordirten diese unangenehmen Gäste bei ihrer Ankunft auf das genaueste, wie der Wirth versicherte, und brachten ihm viel weniger Gewinn als jeder ganz gewöhnliche Reisende. Am Morgen ihrer Abreise, wie noch Alles im Hause schlief, höre ich in dem an dem meinigen anstossenden Zimmer einen furchtbaren Zank, und dazwischen das Weinen der Kellnerin; ich werde aufmerksam, und höre wie diese in den rührendsten Ausdrücken, jedoch auf die lustigste Art, bald mit französischen, italienischen und englischen Redensarten, bittet: ihr nichts von der Rechnung abzuziehen. Die Preise seyen ja vorher bestimmt, und sie müsse jeden Ausfall ihrem Herrn ersetzen. Der Lord kehrte sich aber daran nicht, schimpfte auf Alles, auf Botzen, den Wirth, auf Deutschland und warf dabei immer einen Zwanziger nach dem andern der Kellnerin zu Füßen, die diese ganz geduldig auffas. Währenddeß war Alles ein- und aufgepackt, und er setzte sich zu den Andern im Wagen; die Kellnerin verfolgte ihn weinend und endlich auch schimpfend. Er befahl fortzufahren, und der Wagen rollte fort. Das arme Mädchen versicherte, nicht nur ihr Trinkgeld eingebüßt zu haben, sondern noch drei Zwanziger an der

Rechnung ihrem Herrn ersetzen zu müssen. Dieß Beispiel möge genügen von der schmutzigen Knauerei der aus Sparsamkeit reisenden Engländer, mir sind mehrere vorgekommen, wenn gleich keines von ähnlicher Stärke. —

Uns war ein armer Vetturin, oder wir waren vielmehr ihm zugefallen; er hatte eine Mähre, die er wie den besten Renner anpries, eine elende Karette, die nach seiner Aussage dem bequemsten Reisewagen nicht nachgab; doch wer kennt dieß nicht alles schon aus den Berichten unzähliger Reisenden. Wir mietheten ihn zu drei, und ein Jeder gab ihm fünf Zwanziger für seinen Platz. Er war einäugig, und nicht eben von einnehmenden Gesichtszügen, seine Freundlichkeit machte ihn aber liebenswürdig. Er fuhr das ganze Jahr hindurch diese Strafe, immer von Botzen nach Trient und von dort nach Verona, und umgekehrt; nach andern Richtungen mochte er nicht fahren, der Berge wegen. Hier war alles eben, und das konnte sein ausgedienter Gaul noch gerade leisten. Daher kannte er jeden Buben am Wege, jede Bäuerin, die unter der Thür stand; alle grüßte er, und fügte irgend etwas Bezügliches hinzu, sey es theilnehmend, ermunternd oder gar eine Zote. Ueberall wurde sein Zuruf heiter aufgenommen, und die ganze Fahrt, die übrigens recht schnell von Statten ging, wurde unter Lust und Lachen zurückgelegt. Dabei sang er mit einer weichen Stimme hübsche Barcarolen, oder Lieder, wie sie das Landvolk dieser Thäler kennt, auch Opernmelodien schlichen sich ein, die er während des Carnevals oder bei den Festen der Schutzheiligen von den Theatersängern gehört hatte; denn das Theater versäumt man in Italien nicht bei solchen Gelegenheiten. Kurz dieser Vetturin gab uns ein so schönes Bild südlicher Heiterkeit, daß wir sehr zufrieden mit ihm waren, und uns leicht über

manche Unbequemlichkeit seines gebrechlichen Wagens hinwegsetzen mochten.

Bei Salurn hat man die Gränze Deutschlands, wenn gleich nicht Tyrols, erreicht. Auf der nächsten Station in Lavis wird nicht mehr deutsch gesprochen.

Die Gegend wird sehr einförmig. Das westliche Gebirge zeigt nur an seinem Abhange Anbau, aus dem sich die rothen, kahlen Porphyrmassen der Mendola schroff erheben. Das östliche zeigt zerbröckelndes Gestein, auf dessen Höhe Häuser und Felder prangen, die sich in das schöne Fleimserthal hineinziehen. In der Mitte fließt die Etsch durch ihr ebenes Thal; ihre Welle ist trübe; oft wenn ein Hochgewitter im Gebirge war, sieht sie ganz dick und braun aus. Die Straßse ist nicht höher als ihr Bette, und wird daher zu Zeiten unter Wasser gesetzt.

Man erblickt die Orte Kaldern, Tramin, jenseits des Flusses, in stattlicher Ausdehnung und mit schönen Häusern. Der Weinbau schafft den Leuten hier großen Wohlstand. Der Seewein von Kaldern (*Caldera*) ist einer der edelsten von Tyrol, doch ist er selten ächt zu haben, denn wie überall, so wird auch hier viel mehr unter der berühmten Firma verkauft, als auf dem kleinen Bezirke erzielt werden kann. Die Traube von Tramin ist von vorzüglicher Güte. Sie ist mit Vorthail nach Würtemberg und dem Rheine verpflanzt worden, und liefert unter andern den beliebten Forster - Traminer. Im Sommer 1834 hat ein einziges Gewitter von Schloßen begleitet, in wenigen Minuten, den ganzen Weinsegen Tramins für lange Zeit vernichtet, indem es die Reben zerknickte und kein Blatt daran ließ, auch ganze Weinäcker von der Höhe hinunterschwemmte. Das unglückliche Städtchen ist dadurch ganz ruinirt, und mehr noch,

als wenn eine Feuersbrunst die Wohnungen der Einwohner zerstört hätte.

In Kaldern lebt eine merkwürdige Art von Sombambule, die noch vor einem Jahre vom ganzen Lande, und noch jetzt von Vielen für eine Heilige gehalten wird. Damals war der Zudrang nach Kaldern ungeheuer. Zu Hunderten zogen täglich die Schaaren frommer Pilger herbei, zu Wagen und zu Fuß, um die weitberühmte Heilige zu sehen, und an ihrem Lager ein brünstiges Gebet zum Himmel empor zu schicken. Sie heist Maria von Merl, ist die Tochter eines Gutsbesitzers, ungefähr zwanzig Jahre alt, und von Jugend auf von einem überaus reizbaren Nervensysteme, und einem grossen Hange zu religiösen Uebungen und abhold allen weltlichen Reizungen. Sie befindet sich nun schon seit länger als einem Jahre in einem Zustande, den die besonnensten Männer, die kältesten Beobachter, Aerzte und Laien als höchst wunderbar schildern.

Maria liegt mit offenen Augen und gefalteten Händen im Bette, ohne etwas von allem, was sie umgibt, zu sehen oder zu hören, und ohne die mindeste Nahrung zu sich zu nehmen, mit Ausnahme des Saftes einiger zerdrückten Trauben, oder einer Citrone, welche dann und wann ihre Lippen erfrischen. Sie spricht nicht und liegt regungslos da, kein Zucken der Wimper verräth, daß Leben in diesem Körper sey; fährt man mit einem Gegenstande dicht an ihren Augen vorüber, so wird eben so wenig eine Veränderung darin verspürt. Der Athem ist so leise, daß er nicht wahrgenommen werden kann und selbst eine Feder unmerklich nur durch ihn bewegt wird. Ihr Blick ist stets auf ein Madonnenbild gerichtet; sobald aber während der Messe in der Kirche der Moment der Wandelung kommt, so erhebt sie sich mit Blitzesschnelle, und wie mit übernatürlicher Hülfe. Die Andächtigen

sagen, daß sie in der Luft schwebe. Wahr ist es, daß sie mit tief zur Brust gesenktem Haupte im Bette kniet, und dann wieder in ihre frühere Lage zurücksinkt.

Ehe die Besuche bei der Heiligen von der Behörde verboten wurden, trat man durch die eine Thür in das Gemach worin sie lag, hielt sich an ihrem Bette auf, so lange man wollte, und verließ sie dann, zu einer andern Thür hinausgehend. Das Landvolk blieb auf den Knien liegen und betete sie an. Ein Geistlicher, der immer zugegen war, sprach dann dazwischen, obschon er es geschehen liefs: „Haltet sie nicht für eine Heilige — sie ist es nicht — nur eine Fromme ist sie!“

Jetzt haben zwar die Wallfahrten zu ihr aufgehört, doch kann man von Botzen aus durch einen Freund der Familie dort eingeführt oder zur Annahme empfohlen werden. Ihr Zustand ist noch immer unverändert, auch der Geistliche befindet sich noch immer bei ihr. Nur wenn dieser sie beim Namen nennt, scheint sie aus ihrer Lethargie zu erwachen, streicht sich die Haare zurück, ihr Auge wird belebter und sie antwortet auf das, was man sie fragt. Schnell aber geht sie wieder in ihren frühern Zustand über, und pflegt dann gewöhnlich zu sagen: „Laßt mich, ich bin nicht für diese Welt, laßt mich fort!“

Sie hat regelmässige Züge, lang herabhängende blonde Haare, die feinen Lippen sind festgeschlossen, die Wangen leicht geröthet. Man kann ihr Bild in Innsbruck, Botzen und Trient auf verschiedenen Modegegenständen finden. Die ganze Familie der von Merl zeigte schon seit lange einen Hang zur religiösen Schwärmerei. Zwei Schwestern der Sombüble haben sich kürzlich als Nonnen einkleiden lassen, ein Bruder ist Capuciner. Die Eltern freuen sich ihres kranken Kindes und meinen, ihnen sey

großes Heil widerfahren. Ihren Todestag soll sie bereits vor langer Zeit schon als bestimmt vorausgesagt haben; er ist aber vorübergegangen, ohne daß sie gestorben ist. Die Wunder sind das Einzige, was dieser sogenannten Heiligen abgeht, und die frommen Gläubigen warten mit einer Sehnsucht darauf, die sich nicht beschreiben läßt. Im vorigen Sommer wurde ein naher Verwandter des Hauses Priester, und an dem Tage, als er die Weihen erhielt, reis'te alles von fern und nah nach Kaldern, weil man mit Gewißheit voraussetzte ein Wunder der Heiligen müsse diesen Tag bezeichnen. Man harrete und harrete — aber umsonst. Als sie in ihrer Starrheit verblieb, und ihr Mund sich zu keinem Ausspruche öffnen wollte, richtete man die frommen Blicke auf ihr Kopfkissen. Ein Schein, ein rosafarbenes oder goldglänzendes Oval, ein Flämmchen, irgend etwas — so hoffte man — würde sich an ihrem Haupte zeigen, aber auch diese Erwartung täuschte, und die armen Leute mußten ganz ohne Gnadenzeichen spät am Abende den Rückweg antreten.

Der Fall an und für sich jedoch ist merkwürdig genug, und es soll über die Heilige von Kaldern (*la Santa di Caldera*, wie sie die Italiener nennen) hier kein frevler Spott ergossen werden. Wahr ist es, daß ihr Anblick einen fast wunderbaren Eindruck hervorbringt und niemand in ihrer Nähe sich zu einem Spotte aufgelegt fühlen wird. Der innere Zustand eines solchen Menschen ist und bleibt ein tiefes Räthsel, das noch niemand bis jetzt uns zu lösen im Stande war.

Wenn wir aus Deutschland nach Salurn kommen, so will es uns schon ein wenig italienisch scheinen. Wir bemerken im Wirthshause zur Krone die überaus große Vorhalle, die breite steinerne Treppe, und nicht eben die größte Reinlichkeit. Aber es fehlt uns das geräumige Wirthszimmer, wo Kutscher,

Knechte, Landleute und Fußreisende aller Art müßig dasitzen und trinken und laut sprechen. Diefß scheint mir die hervorragendste Eigenthümlichkeit deutscher Wirthshäuser zu seyn. Kehren wir hingegen aus Italien heim, und kommen dann nach Salurn, so freuen wir uns alles schon so deutsch zu finden, und vor Allem bewillkommt uns der gewisse Grad von Reinlichkeit, den wir hier wieder zum ersten Male wahrnehmen. In der That ist Salurn, obgleich ihm einiges abgeht, doch noch deutsch zu nennen; die Bewirthung ist erträglich, und das Essen nicht zu verachten. Der Ort ist nicht sehr gesund. Er liegt in einem Winkel von hohen Felsen umgeben, den die Sonne nur kurze Zeit mit ihren Strahlen erwärmt. Der Wein gedeiht hier nicht vorzüglich. Man kann sich aber durch guten aus der Nachbarschaft mit leichter Mühe schadlos halten. Eine alte, malerische Ruine hängt merkwürdig auf einer Felsenspitze über dem Orte. Ein Wasserfall soll in der Nähe seyn, den ich jedoch nicht besuchte. Man sieht so viele, wenn man eine Reise durch Tyrol macht, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, müd und matt wie ich nach Salurn kam, in der Mittagshitze, einen Wasserfall aufzusuchen, der nicht einmal zu den berühmten gehört.

Einige Engländer, die von Deutschland kamen und Tyrol zu Fuß durchreis'ten, waren nicht dieser Meinung. Kaum waren sie angekommen und hatten die Ränzel abgeworfen, so eilten sie in die Küche und bestellten sich Maccaroni mit Parmesankäse und eine Polenta, weil sie hier an der Gränze von Italien nichts anderes essen mochten, und es sehr zweckmäfsig fanden, sich zum italienischen Leben zu bequemen. Die Wirthin, eine ehrliche Deutsche, gab sich alle Mühe ihre Nudelsuppe mit Wurst, dann ihren Schweinebraten mit Sauerkraut auf das Beste zu empfehlen; die Engländer blieben bei ihrer vor-

gefaßten italienischen Meinung, und eilten davon, um auf die Felsen zu klettern und den Wasserfall zu besuchen. Ich sah ihnen aus dem Fenster nach, wie sie Gemen gleich an den Zinken des Gesteins hingen, und sich ganz entsetzlich anstrebten zu den Ruinen emporzuklimmen, dann aber zog ein säuerlicher Duft durch das Gemach, ich sah mich um, und ein delicates Sauerkraut dampfte mir vom Tische entgegen.

Ich hatte längst meine deutsche Mahlzeit beendigt, als die Britten ganz erschöpft zu ihrer italienischen sich setzten. Sie waren heifshungerig und sprachen mit einigem Enthusiasmus davon, Maccaroni an der Quelle, sie meinten Italien, zum ersten Male zu genießen. Bald aber wurden sie enttäuscht. Sie aßen mit langen Zähnen und kaueten, als wenn sie Leder verschlucken sollten. Auch der Käse roch nicht ganz so gut wie Parmesaner. Endlich erschien die Polenta, jener harte, spröde Brei von Maismehl, wie er nun eben auf dem Lande gegessen wird. Die Söhne Altenglands würgten ganz endlos daran; sie, die eigentlich dazu bestimmt sind halbbrohes Fleisch zu zerreißen, wußten gar nicht wie eine zähe Mehlspeise mit den Kiefern zermahlen werden muß, schluckten zu voreilig und liefen Gefahr zu ersticken. Sie mußten um ihren Hunger zu stillen, zu Kartoffeln, dem Alpha und Omega der englischen Reiseküche, ihre Zuflucht nehmen, und der Aelteste der Gesellschaft, der wahrscheinlich den schwächsten Magen hatte, stürzte mehrere Gläser Sodawasser hinter, um das Brennen zu vertreiben, welches der ranzige Käse ihm im Schlunde erregte.

Ich betrat Italien ohne Salurns Wasserfall gesehen zu haben und ohne Indigestion von alten Maccaronen und trockener Polenta, einzig und allein mit einem leichten Verdauungsfieber behaftet, das ich deutschem Sauerkraute verdankte.

In diesen herrlichen Thälern, welche die Etsch, die Sarca, der Noce, der Oglio und die Brenta durchströmen, wohnt der wälsche Tyrolen in friedlicher Nachbarschaft mit dem deutschen, einem Herrn unterthänig, einen Namen führend, und dem Anscheine nach bloß durch die Sprache getrennt, aber dennoch tief verschieden in Sitten und Charakter, in Gebräuchen und Gesinnung. Oft scheidet nur ein Berg, den man in drei Stunden überschreitet, zwei Thäler, und man glaubt eine weite Reise gemacht zu haben, wenn man die Verschiedenheit beider betrachtet. Schon wenn man den Brenner überschritten, sieht man vieles geändert. Das lustige, raufende, jodelnde, tanzende Tyrol, wie man es im Zillerthale und in den Innthälern findet, verschwand; mit dem Weinbau sollte die ausgelassenste Fröhlichkeit beginnen, so glaubt man, aber hier ist es umgekehrt. In den prächtigsten Weinlaubgängen, die sich auf Stunden erstrecken, unter dem Schatten von Castanien und Feigen erstirbt der jauchzende Jodler, und nur selten, fast verstohlen, hebt sich der Fuß zum Tanz beim Klange der einsamen Zither. Nicht mit Unrecht läßt sich dieser ernstere Charakter den Geistlichen zuschreiben, die oft sehr anhaltend gegen Tanz und Lustigkeit eifern. Der Einfluß den sie ausüben, ist unbegrenzt. Eine Haupttriebfeder der letzten Insurrection war die Aufhebung der Klöster und die Beschränkungen, welche die Kirche zu befahren hatte. Dem Geistlichen wird, wo er sich blicken läßt, die höchste Achtung gezollt; der Bauer läßt es bei dem gewöhnlichen Grusse nicht bewenden, sondern er küßt ihm die Hand, wenn er ihm begegnet. Gelangt jemand aus einer Bauernfamilie zu den Priesterweißen, so ist es für alle Mitglieder derselben das höchste Glück; sie betrachten aber den heiligen Mann, der aus ihrer Mitte hervorging, nicht mehr als Ihresgleichen. Die Geschwister nennen ihn fortan

nur „Sie“ und „hochwürdigster Herr Bruder,“ und Freude leuchtet aus ihren Blicken, wenn sie seiner ansichtig werden. Ein junger Geistlicher, der nach seiner ersten Messe die Schwelle seiner Eltern und Verwandten betritt, wird von diesen knieend empfangen, indem er ihnen den Segen spendet. Es widerstreben jedoch die jungen Leute, trotz aller dieser Ehrenbezeugungen, häufig dem Wunsche ihrer Angehörigen, und man hat Beispiele, daß in dem Augenblicke, wo sie die Weihen empfangen sollten, sie sich eines Andern besannen, zum großen Aerger ihrer Verwandten.

Während der deutsche Thalbewohner sich eine bunte Kleidung mit bäuerischer Eitelkeit erfand, geht der italienische, mit geringer Ausnahme, nur schmutzig einher, gewöhnlich in Manchester von verschossenen Farben, und sieht in den aufgeschürzten Hemdärmeln und den bloßen braunen Armen, mit dem markirten Gesichte, einem Bilde gleich, das uns unsere Phantasie wohl früher schon in unserer nördlichen Heimath bei der Lectüre abenteuerlicher Räubergeschichten vormalte. Und dennoch nennt der italienische Tyroler seinen deutschen Bruder: *porco tedesco*, und macht sich über seine Art zu leben, zu essen, zu trinken lustig, worin er freilich viel einfacher und nüchterner ist.

Wir bekommen jetzt zum ersten Male italienische Dörfer zu sehen. Doch sehr richtig bemerkt eine geistreiche Reisende, daß unser Wort „Dorf,“ durchaus nicht den Begriff von „*paese*“ wiedergibt, indem der italienische Ausdruck jeden Gedanken an Ländlichkeit verbannt. Sie bestehen aus einer langen, überaus engen und schmutzigen Strafe, durch zwei Reihen festgebauter, steinerner Häuser gebildet, die durch die Länge der Zeit ihre eigenthümliche Farbe verloren haben, und deren Fensteröffnungen ohne Scheiben sind. An dem Ende dieser Strafe steht

die Kirche mit ihrem hohen, viereckigen, flachgedeckten Thurm. Dieß gibt mehr das Bild einer Stadt, die durch den Krieg gelitten hat, als das Gemälde eines ländlichen wirklich bewohnten Ortes.

Bei Lavis erblickt man mitten unter grünenden, üppigen Pflanzungen aller Art plötzlich kahle, entlaubte Bäume, wie im Winter, die eine traurige Rolle spielen und der Landschaft keine Zierde gewähren. Die Landleute tragen große Körbe auf dem Rücken, hochaufgehäuft mit der Galetta (den Seidencocons), und ein ganz eigener, durchdringender Geruch aus den Oefen, wo die Galetta geröstet wird, erfüllt die Luft. Hier beginnt der Seidenbau, und neben dem Weinstock wächst der Maulbeerbaum, der im Frühjahr sein Laub zur Nahrung des Wurms hergeben muß, und es dann erst im Herbste wieder erhält.

Von Lavis macht man Excursionen ins Val di Non, und ins Val di Fiemme. (Fleims, Fleimser Thal), *Vallis Fiemarum*. Jenes ist westwärts, dieses ostwärts von der Strasse gelegen. Wir wollen uns jenes auf die Rückreise versparen, und dieses jetzt gleich in Augenschein nehmen.

Eine gute Fahrstrasse zieht sich einen hohen Bergrücken allmählich hinan, über Grumes, Graum, Cavriana, bis nach Cavales (*Cavalese*, 3053 Fuß über dem mittelländischen Meere), dem Hauptorte des Thales. Dieser hat eine überaus gesunde Lage, herrliches Wasser und einen Ueberfluß an sehr gutem Wilde. Große Abwechslung in der Unterhaltung findet freilich nicht statt, wer aber Ausflüge auf die nahen Höhen macht, und die Geistlichen besucht, wird eine kurze Zeit recht angenehm hier zubringen. Der milden, reinen Luft wegen ist Cavales besonders kränklichen Personen zur Sommerfrische anzurathen. Von hier geht die Strasse noch über Tesero nach Predazzo, wo sie aufhört. Predazzo liegt in einer

hohen und rauhen Gegend, die den Eingang in das enge Thal von Travignolo bildet, worin das wenig besuchte Bad Paneveggio liegt. Man reitet von Predazzo über Forno nach Moena, zu dem Val di S. Pelegrin, von sehr hohen Gebirgen eingeschlossen, und kommt dann nach dem kleinen, aber sehr merkwürdigen Val di Fassa, im Schofse der prachtvollsten Dolomitgebirge, der Schatzkammer der Geognosten.

Hier bilden der Rosengarten, den wir schon in Botzen kennen lernten, und der Langkofel, nach der einen Seite, der hohe Contrin nach der andern Seite, die Einfassung. Vigo ist der Hauptort, außerdem gibt es nur noch vier kleine Dörfer in diesem Thale. In diesen hochgelegenen Thälern finden sich die größten Waldungen Tyrols. Man flößt das Holz auf dem Avisio nach Lavis, und von dort auf der Etsch nach Verona und weiter; im Winter aber sendet man es zur Achse über die Pässe von S. Pelegrin und Valazza, und dann zu Wasser nach Venedig, woselbst ein weitverbreiteter Handel damit getrieben wird. An Wildpret und den wohlschmeckenden, großen Gebirgsforellen (*Trute*) fehlt es in dieser Gegend nicht, die gleichfalls einen Handelsartikel abgeben.

Zu den vielen geognostischen Merkwürdigkeiten, womit das Fassathal gesegnet ist, gehören auch die sogenannten Mandelsteine, von denen im Innsbrucker Museum schöne Exemplare gezeigt werden. In dem Gebirge „Ai Frati,“ gegen Gröden hin, liegen sie in großen Massen wie zusammengebacken, und da die Witterung ihre äußern Schalen zum Theil zerstört hat, so sehen die Kugeln einem in seiner Kapuze halbverhüllten Mönchskopf gleich, woher die Gegend den Namen hat.

Die Fassaner sind ihrer Treue wegen bekannt, und wenn sie zur Messe nach Botzen ziehen, so werden sie von den Kaufleuten vorzugsweise als Markt-

helfer in Dienste genommen. Man spricht hier italienisch und deutsch, wenn gleich schon die Polenta das Hauptnahrungsmittel, und das Ballonspiel die beliebteste Unterhaltung ist.

Man kann, um denselben Weg über Lavis zu vermeiden, über den Pinè hinabreiten. Es ist etwas beschwerlich, jedoch wird man durch die reizendsten Aussichten entschädigt. Der Abhang dieses Berges ist sehr angebaut, und man überblickt eine Menge von Dörfern, Schlössern und Wallfahrtskirchen dieserseits und jenseits der Etsch.

Tief unten im Thale sieht man Trient, das zwar nicht ganz so prächtig sich dem Auge darstellt, wie Herr Friedrich Mercey es beschreibt, der von zahllosen Gebäuden, Palästen, Terrassen, weißen Domen, schlanken Thürmen und hohen Mauern spricht, das aber dessen ungeachtet einen ganz stattlichen Anblick gewährt, und gleich im ersten Augenblick sich als italienische Stadt ankündigt.

In der Litterarisch-artistischen Anstalt in München und in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart sind folgende Reise-Charten und Werke erschienen:

Charte der Schweiz von **Bellmann**, in Kupfer gestochen von Seitz und Schleich.

schwarz Preis. 2 fl. 24 kr.

colorirt 3 - — -

colorirt auf Leinwand und in Etuis 4 - — -

Charte von Italien nebst den nördlichen angränzenden Ländern. Colorirt 1 fl. 21 kr.

colorirt auf Leinwand und in Etuis 2 fl.

Reise-Charte von München in das Bayerische und Salzburger Hochgebirge. 2 Blatt. 1 fl. 36 kr.

dieselbe auf Leinwand und in Etuis 2 fl. 24 kr.

Charte von Frankreich zum Hand- und Reise-Gebrauch in Kupfer gestochen von **Seitz**. Colorirt 1 fl. 48 kr.

Charte von Griechenland nach den neuesten Gränzbestimmungen, in Kupfer gestochen von **Schleich**. 2 fl. 24 kr.

Colorirt 2 fl. 48 kr.

Colorirt auf Leinwand in Etuis 3 fl. 24 kr.

Charte vom bayerischen Isarkreis. 1 fl.

Förster, C., Leitfaden zur Betrachtung der Wand- und Deckenbilder des neuen Königsbaues in München. 8. brochirt. 1835. 48 kr.

Hohn, K. F. Dr., Beschreibung des Königreichs Bayern nach den neuesten Bestimmungen. 8. 1833. 3 fl.

— — geographisch-statistische Beschreibung des Regenkreises im Königreich Bayern. gr. 8. 1830. 1 fl. 36 kr.

Memminger, J. D. G., Beschreibung des Königreichs Würtemberg, mit Charten und Kupfern. gr. 8. 1stes Heft, Reutlingen. 2tes Heft, Münsingen. 3tes Heft, Ehingen. 4tes Heft, Riedlingen. 5tes Heft, Rottenburg. 6tes Heft, Saulgau. 7tes Heft, Blaubeuren. 8tes Heft, Urach. 9tes Heft, Kannstadt. Das 4te Heft kostet 1 fl. 30 kr. jedes der übrigen 1 fl. 12 kr.

Memminger, J. D. G., Geographie und Statistik von Württemberg. 2te Aufl. gr. 8. 1825. 3 fl. 36 kr.

Menzel, W., Reise nach Oesterreich im Sommer 1831. 8. 1832. 2 fl. 45 kr.

Nemnich, P. A., Tagebuch einer der Cultur und der Industrie gewidmeten Reise. 8 Thle. 8. 1809 — 1811. 18 fl. 4 kr.

Rom im Jahre 1833. Mit einem Grundriss der Stadt Rom. 8. brochirt. 1834. 3 fl.

Schultes, J. A. M., Donaufahrten. Ein Handbuch für Reisende an der Donau. 2 Bd. 8. 1827. 2 fl. 45 kr.

— — Reisen durch Ober-Oesterreich. 2 Thle. gr. 8. 1810. 9 fl.

Schwab, G., der Bodensee nebst dem Rheinthale vom St. Luzienstieg bis Rheinegg. Ein Handbuch für Reisende und Freunde der Naturgeschichte und Poesie, mit 2 Charten. gr. 8. 1827. 3 fl. 36 kr.

Sonne, H. D. A., Beschreibung des Königreichs Hannover. 8. 1. Bd. 2 fl. 24 kr.

2. - 3 - 12 -

3. - 3 - 12 -

4. - 5 - 24 -

Taschenbuch auf Reisen durch Württemberg, mit einem Anhang über die besuchteren Bäder Württembergs, einem Ortsregister und zwei lithographirten Abbildungen. 12. 1827. Mit einer Charte des Königreichs. brochirt. 2 fl. Ohne Charte. 1 fl. 24 kr.

Lewald, August,

Tyrol, vom Glockner zum Orteles, und vom Garda- zum Bodensee 1833 - 1834

Bd.: 1

München 1835

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 943 -1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278486-2